

NOVA ACTA



PARACELSICA

IV. JAHRBUCH DER SCHWEIZERISCHEN
PARACELSIUS-GESELLSCHAFT

1947

VERLAG BIRKHÄUSER
BASEL



*Aureolus Philippus Theophrastus
Paracelsus,
Bombast ab Hohenheim.
Trismegistus Germanicus.*

Hollar-Stich 1627 aus der Paracelsischen «Hand- und Denkbibel»
nach der Holbeinzeichnung 1526 der Amerbachsammlung in Basel
(Facsimile der Original-Radierung)

NOVA ACTA
PARACELSICA

IV. JAHRBUCH DER SCHWEIZERISCHEN
PARACELSUS-GESELLSCHAFT

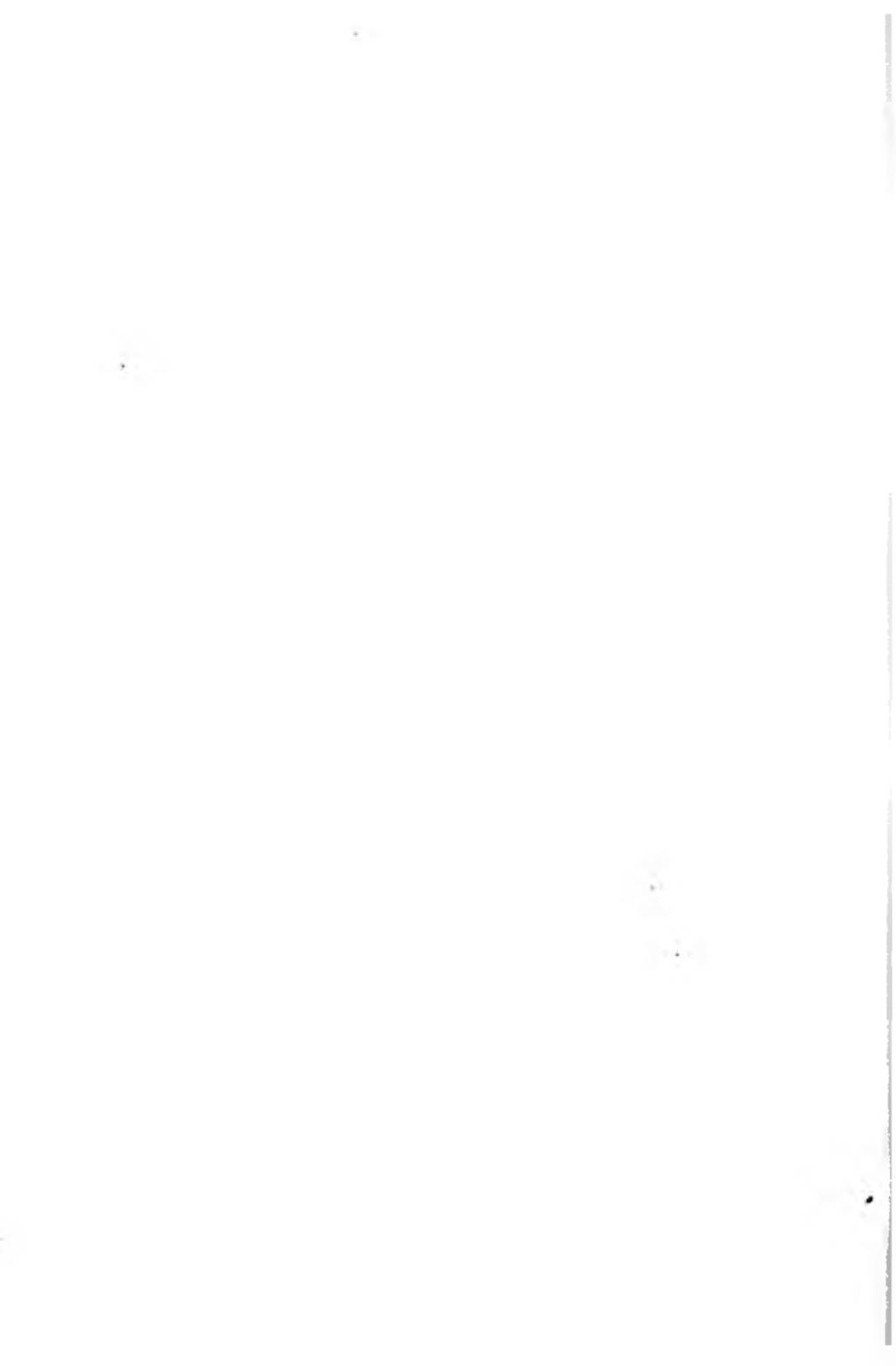
1947

VERLAG BIRKHÄUSER
BASEL

ALLE RECHTE VORBEHALTEN
DRUCK: BUCHDRUCKEREI LIENBERGER AG. ZÜRICH |
PRINTED IN SWITZERLAND

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort, von Linus Birchler	7
Aus der Schweiz. Paracelsus-Gesellschaft, Nachrichten, von Coelestin Merkt	9
Unsere Toten	10
Die kosmische Weltanschauung des Paracelsus, von Fritz Werle	12
Paracelsus und die Fama Fraternitatis der hocherleuch- teten Brüderschaft des Rosenkreuzes, von B. de Telepnef	30
Über die Willensfreiheit und Determination bez. Prae- destination bei Paracelsus, von J. Strebel	37
Zur Echtheitsfrage der paracelsischen Geheimphiloso- phie und der Philosophia ad Athenienses, von J. Strebel	48
Azoth, von J. Strebel	55
Zur Geschichte der Narkose, von J. Strebel	69
Einige medizinhistorische Richtigstellungen, von J. Strebel	71
Über den Codex paracelsicus 664 bernensis, von J. Strebel	94
Michael Schütz, genannt Toxites, von J. Strebel	99
Über die kölnischen Frühdrucke paracelsischer Schrift- werke . . . , von J. Strebel	112
Über Entstehung und Bildkomponenten des sog. Rosen- kreuzerporträts Hohenheims . . . , von J. Strebel	122
Glossen zu einem neugefundenen Porträt Hohenheims und zu den Hollar-Stichen, von J. Strebel	128



VORWORT

Den Kritikern sei hier vorweg genommen was an diesem und den drei vorausgegangenen Jahrbüchern mit Fug ausgesetzt werden kann: Bis jetzt waren alle Beiträge (mit Ausnahme von zweien) in deutscher Sprache abgefaßt, und die medizinische Sparte kam entschieden zu kurz gegenüber der philosophischen Bedeutung unseres Paracelsus. Die Schuld liegt nicht am Herausgeber, sondern an dem Umstande, daß unsere Gesellschaft fast keine westschweizerischen und überhaupt keine ausländischen Mitglieder zählt. Der Einsiedler Gotteshausmann Paracelsus gehört aber nicht nur uns, sondern der Welt. Prof. Dr. Franz Strunz in Salzburg, der älteste der lebenden Paracelsusforscher, bezeichnete unseren Verein jüngst als die einzig legitime Paracelsus-Gesellschaft. Ein solches Wort aus dem Auslande verpflichtet. Nur wenn wir unermüdlich Mitglieder werben, können wir unser Ziel erreichen, das nicht zuletzt darin besteht, allen Paracelsusforschern, seien sie deutscher, französischer, italienischer oder englischer Sprache, Publikationsmöglichkeiten zu bieten. In der Reihe unserer Mitglieder sind die Ärzte spärlich vertreten. Ob das Spezialistentum sie mit Mißtrauen gegen das Universalgenie des Magus vom Etzel erfüllt?

Die finanzielle Misere unserer Gesellschaft ist aus dem Crescendo in den Vorworten der NOVA ACTA PARACELSICA zu vernehmen. Im Lande der europäischen Hochkonjunktur sollte es wahrhaftig möglich sein, Mäzenaten zu finden, die uns der peinlichen Situation entheben, jeden Herbst den Bettelsack schwingen zu müssen. So wenig wie seine drei Vorgänger konnte das diesjährige Jahrbuch aus den Mitglieder-

beitragen allein finanziert werden. Großmütige Zuwendungen der Migros A.-G. in Zürich sowie jenes bekannten Paracelsisten, die uns schon früher beigesprungen sind, haben das Erscheinen des vierten Bandes unserer Jahrbücher ermöglicht. Mit schweren Sorgen blicken wir in die Zukunft. Am liebsten möchte man auf einen imaginären Tisch der helvetischen Kultur klopfen und mit Paracelsus sprechen: «Man muß dir Geld geben, es gehe wie es wolle!» (Strebelsche Ausgabe der Werke des Theophrastus von Hohenheim, Band I, S. 125.)

Feldmeilen bei Zürich, am Katharinentag 1947.

Linus Birchler.

AUS DER SCHWEIZERISCHEN PARACELSUS- GESELLSCHAFT

Am 15. Dezember 1946 versammelten sich die Paracelsusfreunde in schöner Anzahl im Zunfthaus «Zimmerleuten» in Zürich. Prof. Dr. Ernst Hoffmann, Heidelberg, sprach über «Paracelsus in der Philosophie der Renaissance» und bot wertvolle Vergleiche zwischen Giordano Bruno, Montaigne und unserem Paracelsus.

Als Fachmann referierte der Berner Frauenarzt Prof. Dr. Carl Müller über: «Die Frauenheilkunde bei Paracelsus». Interessante Gegenüberstellungen machte Dr. von Brunn, Davos, in seinem Referate «Paracelsus und Hippokrates». Der rühmrigste Paracelsist unserer Gesellschaft, Dr. J. Strebel, Luzern, gab Kunde über seine Forschungen und Interpretationen paracelsischen Gedankengutes. Dr. P. Ildefons Betschart forderte die Versammlung in seinem Schlußworte auf, die Geistesweite und Selbständigkeit und das Verantwortungsbewußtsein des Paracelsus im Leben praktisch nachzuahmen.

Die Gesellschaft hat dank der rühmigen Tätigkeit einiger Mitglieder erfreulichen Zuwachs erhalten, muß aber leider auch den Tod einiger Paracelsusfreunde beklagen.

UNSERE TOTEN

DR. MED. EDWIN SCHEIDEGGER

Am 29. Januar d. J. starb in Basel Dr. med. Edwin Scheidegger. Geboren 1894 in Grindelwald, besuchte er die Schulen von Aarau und Basel, wo er Ende 1922 sein medizinisches Staatsexamen bestand und sich den Dr.-Titel erwarb. Nach fünfjähriger Tätigkeit am Bezirksspital zu Burgdorf besuchte er Paris und London. Nach Basel zurückgekehrt, begründete er hier seine eigene Praxis, die bald sehr ausgedehnt war; zu gleicher Zeit war er als Assistenzarzt am Merian-Iselinspitale tätig, dessen Leitung ihm nach dem Rücktritte seines Vaters im Jahre 1937 übertragen wurde.

Als Knabe schon zeigte Dr. Scheidegger eine Hinneigung zum ärztlichen Berufe, die sich in seiner Opferwilligkeit und in seiner Liebe zu den Mitmenschen offenbarte. Hoch hielt er als Arzt die Forderung des Hippokrates: Summa lex salus aegroti! nicht weniger treu bekannte er sich zu dem Worte des Paracelsus: Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe. Eine hohe christlich-humanistische Frömmigkeit und Glaubenszuversicht war ihm eigen und leitete ihn in seinem Streben für das soziale und sittliche Wohl seiner Mitmenschen.

FÜRSTABT DR. IGNATIUS STAUB OSB

Die Generalversammlung in Zürich ernannte Fürstabt Ignatius Staub in Einsiedeln zum Ehrenmitglied der Gesellschaft, weil er mit Interesse Ziel und Zweck der Paracelsus-Gesellschaft verfolgte und förderte. Am 19. Dezember 1872 in Baar geboren, trat er im Herbst 1892 dem Mönchsverbande des Klosters Einsiedeln bei. Die theologischen Studien absolvierte er in Einsiedeln und Rom und holte sich an der Universität Freiburg i. Ü. den Doktorhut mit einer Dissertation in der Geschichte. An der Klosterschule wirkte er als begeisterter und begeisternder Lehrer der Geschichte. Er schrieb ein von Fachleuten anerkanntes Lehrbuch der Geschichte für Mittelschulen. 1916 zum Bibliothekar ernannt, war er in seinem Element. Als er 1923 zum Abt gewählt wurde, fand er keine Zeit mehr zu wissenschaftlicher Betätigung. Aber die ganze Sorge von Abt Ignatius galt der Förderung der Wissenschaft, indem er junge Mönche schulen ließ, in Ascona das Collegio Papio wieder

eröffnete, in Pfäffikon (Schwyz) eine landwirtschaftliche Schule gründete und die Klosterschule durch wertvolle Neueinrichtungen förderte und hob. Am 29. März 1947 erlöst ihn der Tod von einem schweren Leiden.

DR. R. G. BINDSCHEDLER

Am 10. September 1947 starb in Zürich Dr. R. G. Bindschedler. Der Verstorbene hatte neben seiner reichen geschäftlichen Tätigkeit als Jurist und Verwaltungsmann viele persönliche Neigungen zu kulturellen und geistigen Gebieten. Deshalb nahm er auch lebhaften Anteil an unserer Gesellschaft.

P. SIGISMUND DE COURTEN OSB, EINSIEDELN

P. Sigismund de Courten führte am schweizerischen Paracelsuskongreß in Einsiedeln 1941 den Vorsitz bei der welschen Abteilung. Der am 1. November 1947 im hohen Alter von 80 Jahren Verstorbene war ein großer Freund und eifriger Förderer der Waldstatt und daher auch sehr interessiert am Wohl und Gedeihen der Paracelsus-Gesellschaft.

P. Cölestin Merkt.

DIE KOSMISCHE WELTANSCHAUUNG DES PARACELBUS

Betrachtet man die Paracelsusliteratur des letzten Jahrhunderts, so könnte man nur allzuleicht zur Vorstellung gelangen, Paracelsus hätte mit irgendwelchen kosmischen Vorstellungen überhaupt nichts zu tun gehabt, oder sie wären wenigstens nicht eine der tragenden Säulen seiner ganzen Weltanschauung gewesen. Man vermied peinlich zur Frage seiner kosmischen Weltanschauung Stellung zu nehmen; und es fehlt nicht an Entschuldigungen für diese seine so unverständliche Haltung. Ja, es könnte geradezu oft scheinen, als hätte Paracelsus seinen nachfolgenden Biographen oder den Herausgebern seiner Werke mit der unumgänglichen Notwendigkeit, daß sie sich überhaupt in seinem Werk einer solch überalterten, törichten, unwissenschaftlichen und abergläubischen Haltung gegenübersehen, eine persönliche Beleidigung zufügen wollen. Sie haben es denn auch so gut wie ausnahmslos peinlichst vermieden, sich eingehender mit einer solchen Weltanschauung auseinanderzusetzen. Notgedrungen wird sie als ephemere Zeiterscheinung erwähnt, die eine tiefer schürfende Betrachtung ganz überflüssig erscheinen läßt, da die *opinio publica* immer noch auf dem Standpunkt verharret, daß eine solche Haltung wissenschaftlich unhaltbar geworden sei und deshalb nicht mehr diskutiert werden könne.

Uns Heutigen muß eine solche Einstellung unverständlich erscheinen, wenn sie nicht von je den Grundsätzen wissenschaftlicher Forschung widersprochen hat, was hier undisputiert bleibe. Sie war aber immer unmöglich, da das Werk des Paracelsus, sein medizinisches und naturwissenschaftliches Weltbild ohne Kenntnis seiner kosmischen Weltanschauung und den aus ihr sich ergebenden Vorstellungen und Folgerungen

völlig unverständlich bleiben muß. Selbst die wenigen uns von ihm überkommenen Rezepturen können von uns ohne diese Kenntnis nur sehr unzureichend verstanden werden. So zentral ist die Stellung seiner kosmosophischen Überzeugungen, so alles bestimmend seine kosmisch fundierte Weltanschauung.

Es könnte nun der Einwand erhoben werden, selbst wenn man diese Frage vom wissenschaftlichen Standpunkt untersuchen könne, man müsse eine solche Weltanschauung vom religiösen Standpunkt aus verwerfen. Ich glaube, meine Damen und Herren, das noch zu wenig publizierte religiöse und religionswissenschaftliche Werk des Paracelsus sowie sein ganzes Leben könnte einen solchen Einwand an sich schon hinreichend widerlegen. Wenn darüber hinaus aber der Genesistext weiter im Bestand des kanonischen Schrifttums verbleibt, ja, wenn man nicht geradezu die wesentlichsten Bestandteile des Dogmas, wie es sich in der katholischen Kirche erhalten hat, überhaupt aufgeben will, dann bleibt dieser Einwand völlig illusorisch, was jedem Betrachter der kirchlichen Symbolik unmittelbar klar sein wird. Außerdem aber möchte ich Sie in diesem Zusammenhang nur noch an die Kommentare zu einem der gewaltigsten Erzeugnisse der mystischen Literatur aller Zeiten, zum Sohar, erinnern. Aber allein die tiefe religiöse christliche Überzeugung des Paracelsus ist diesem Einwand gegenüber Widerlegung genug. Er verstand sehr wohl, solche «heidnischen» Vorstellungen mit den Inhalten seines christlichen Glaubens zu vereinen.

Und noch eine Klarstellung: hat denn diese kosmische Weltanschauung des Paracelsus gar etwas mit dem Unfug der Astrologie und Sterndeuterei zu tun? Ja und nein! Sie hat gar nichts zu tun mit dem Inhalt jener billigen Broschüren, die Sie in den Schaufenstern fast jeder Buchhandlung sehen; aber sie hat alles zu tun mit den Inhalten und Grundanschauungen einer wahren und echten Kosmosophie, der Sie heute allerdings nur noch sehr wenig begegnen. Paracelsus selbst verwirft den Fatalismus im Rezept des Horoskopdeuters, wie etwa Keppler ihn verworfen hat. Die Quellen zu diesen Rezepten, ihre ursprünglichen Voraussetzungen aber sind auch seine Quellen. So ist seine «Astronomie» etwas anderes als die heutige landläufige

Astrologie, wie seine Alchymie wesentlich verschieden ist von dem, was wir uns einmal unter dem Goldmachen vorstellten. Ich glaube aber den Tag nicht sehr fern, da wir uns bescheiden zu dem Bekenntnis aufrufen werden, die Astrologie sei gar nicht so verwerflich, sei a priori gar kein wissenschaftlicher Unsinn oder Aberglaube, da wir uns dann einem ähnlichen Vorgang gegenübersehen, wie wir ihn alle hinsichtlich der Alchymie erlebt haben, über die heute kein ernster Naturwissenschaftler spottend mehr herfallen wird, selbst nicht in ihrem Goldmacherspekt.

Was aber ist nun diese kosmische Weltanschauung des Paracelsus? Wie und wo dokumentiert sie sich in seinem umfangreichen Werk? Es würde eines Vielfachen der mir zur Verfügung stehenden Zeit bedürfen, wollte ich Ihnen bis ins einzelne diese Fragen beantworten. Ich kann Ihnen nur in größten Zügen berichten, kann Ihnen die wesentlichsten Stellen aus den sehr zahlreichen Erwähnungen zitieren und muß eine Vertiefung dieser Untersuchung Ihren eigenen Bemühungen und Studien anregend anheimgeben.

Wie und wo dokumentiert sich die kosmische Weltanschauung bei Paracelsus? Die Antwort wäre einfach, wenn man entgegen wollte, eben wie sich jede Weltanschauung zu dokumentieren pflegt, in der gesamten Haltung eines Menschen, in all seinen Äußerungen. Uns stehen nur noch die letzteren als Zeugnis und Beweis für seine Haltung zur Verfügung. In diesem seinem Werk — und es ist, wie Sie wissen, meine Damen und Herren, ein sehr umfangreiches Werk! — findet sich kein wirklich wesentlicher Satz von auch nur allgemeinerer Gültigkeit, der nicht Zeugnis von dieser kosmischen Weltanschauung des großen Einsiedlers ablegte. Und wenn wir in Paracelsus das Vorbild des wirklichen Anthropologen verehren, dann können wir dies nur aus dem einzigen Grund, weil er eben dank dieser weltanschaulichen Haltung jene weite Umfassung erst gewinnt, die jede wirkliche Lehre vom Menschen zur Voraussetzung hat, die ein wahres Bild des Menschen überhaupt erst zu zeichnen vermag. Ohne diese Haltung wäre er wohl der bewundernswürdigste Arzt, dem dank seiner zeitlichen Stellung zwischen den Zeiten eine besondere Voraussicht in medi-

zinisches Neuland möglich gewesen wäre, und der in diesem Zusammenhang die Chemotherapie inaugurierte; aber seine besondere, so weithin überragende Größe wäre nicht geworden.

So aber lesen wir bereits in einem seiner frühesten Werke, den «Elf Traktaten von Ursprung, Ursachen, Zeichen und Kur einzelner Krankheiten» um 1520 über das Ödem, die Wassersucht, folgende Stelle: «Denn der Mensch soll das wissen, daß nicht allein das Brot seine Speise ist, sondern daß ihm ebenso notwendig die Küche ist, wie das Brot. In der wächst die Pest und alles ihresgleichen. Der ist nicht ganz im Grund, der das Unsichtige nicht erkennt und das Unsichtige für sichtbar hält. Denn wunderbarer ist Gott in den unsichtbaren Dingen als in den zu sehenden. Diese Dinge sind astronomisch zu reden; darum befehle ich es weiter derselben Philosophie, während hier der Hinweis genügt.»

Hiermit nimmt der 27-Jährige im Grund bereits das ganze paramirische Schrifttum vorweg, dessen Konzeption demnach bereits in ihm gewesen sein muß, da er an einer anderen Stelle der gleichen Schrift sagt: «Es ist für die Praxis, für die Heilung genug, bis die paramirischen Werke an dich kommen», wie er auch bereits hier den alten Satz des Hermes Trismegistos «wie oben so unten» modifiziert in «wie außen also auch innen». So dokumentiert dieser verehrungswürdige Geist bereits in seinen jungen Jahren seine Weltanschauung, die, so verbreitet sie war, doch bereits alle Zeichen eines raschen Verfalls an sich trug und keineswegs mehr als weltanschauliches Grundelement der Allgemeinheit jener Zeit angesehen werden kann. Denn auch hierin hebt sich Paracelsus von seiner Zeit leuchtend ab, daß er das Ewige, das Unvergängliche in den Grundzügen solch kosmischer Weltanschauung seiner Zeit erlebnismäßig sich zu eigen gemacht hat, während es die meisten seiner Zeitgenossen einfach als unlebendiger Wissensballast schon beschwerte. Und als innerstes Erlebnis, das immer klarer, in seinen Schlußfolgerungen und Erkenntnissen subtiler den wesentlichen Grundton seiner Überzeugungen ausmacht, durchzieht bei ihm diese Weltanschauung sein ganzes Leben und Werk. Kein Wunder, wenn ihn deshalb ein Jahrhundert später der Verfasser der vier echten Rosenkreuzerschriften, der schwäbische Theologe

und Mystiker Johann Valentin Andreae in einer derselben als geistigen Ahnherrn gleichsam des Rosenkruzertums feiert, das ja erst durch diese Schriften von Andreae ins Leben gerufen worden ist.

Ja, Paracelsus kann überhaupt nicht anders denn in kosmischen Vorstellungen denken. Alles unter dem Mond und alles über ihm ist ihm geborgen in der Urordnung dieses göttlichen Zusammenhangs und Zusammenklangs, nichts, was auch nur irgendwie aus diesem Rahmen der Gesamtschöpfung hinausfallen, was beziehungslos alleine für sich in seinem Raum stehen könnte. So wie er sich auch nur thematisch dem Menschen oder der Natur nähert, schon ist der Himmel ihm wieder offen und auf «unsichtigen» Bahnen ist ein Fließen herüber und hinüber, herunter und hinauf ohne Aufhören. Er kommt überhaupt nicht auf die Idee, daß dies Obere nicht ein Spiel der Naturkräfte sein könnte, die auf den Menschen einwirken, auf die der Mensch seinerseits aber auch reagieren, zurückwirken muß, wenn er seine Gesundheit erhalten oder wiederherstellen will. Sie sehen schon hieraus, daß es dem Einsiedler keineswegs um einen Fatalismus geht in seinen kosmischen Anschauungen; von einem solchen ist dieser Kämpferische gewiß frei. Wenn er sich trotzdem einer kosmischen Weltanschauung hingeeben hat, wenn sie ihm zum innersten Wesenskern werden konnte, dann kann es auch mit dem Vorwurf, den etwa Pico della Mirandola neben vielen anderen gegen sie erhoben hat, sie demoralisiere eben wegen eines ihr innewohnenden Fatalismus, nicht sehr weit her sein. Gerade Paracelsus und seine Haltung in seiner Weltanschauung ist einer der vorzüglichsten Gegenbeweise gegen diesen auch an sich sinnlosen Einwand: «Ihr sollt Euch eines solchen bedenken, darum, daß der Mars grimmig ist, darum ist Nero nicht sein Kind gewesen. Wenn sie schon eine Natur gehabt haben, so hat sie doch keiner von dem anderen genommen. Seht, Helena und Venus ist eine Natur, und wenn auch Venus nie gewesen wäre, so wäre doch Helena eine Hure gewesen, und wenn schon Venus älter ist denn Helena, so bedenkt, daß vor Helene auch Huren gewesen sind.»

Aber Paracelsus baut nicht weniger als ein ganzes Welt-

system mit dieser Idee auf, in dem der Mensch eben nur der Mikrokosmos ist, in dem sich die oberen Wirkekräfte überschneiden und zu seiner Gesundheit oder Krankheit beitragen. Der Mensch ist eben in diesem Weltsystem mehr — wollen Sie, bitte, unter Welt das alte griechische Kosmos verstehen — als ein einfacher Reflektor, mehr als ein nur die Strahlung brechendes Prisma. Er ist Mikrokosmos eigener Prägung und kann das Influentische, die Inklinanz der astra von sich abwenden, wenn dies auch nur der Weise vermag, deren es aber «auf diese Zeit wenig» waren, wie die Vorrede zur «Praktik auf das Jahr 1537» feststellt. Es ist die Größe und Würde des Menschen, daß er als Individuum eine nur ihm eigene Stimme in diesem gewaltigen Chor der Schöpfung hat. Vergessen Sie nicht, daß Paracelsus auf dem Boden des christlichen Glaubens mit nicht geringerer Überzeugung steht, als er seiner kosmischen Weltanschauung treu bleibt.

Wenn ein deutscher Dichter in jüngerer Zeit einmal erklärte, es sei nicht das Zeichen eines lebendigen Menschen, wenn er nicht im Laufe seines Lebens seine Anschauungen geändert hätte, so können wir bei der Betrachtung der kosmischen Weltanschauung des Paracelsus diese Meinung vielleicht dahin ergänzen, daß die Größe eines Menschen, seine innere Lebendigkeit wohl darin zu sehen sei, daß er im Laufe seines Lebens in seiner Grundanschauung, in seiner einmaligen Weltanschauung und Welthaltung Wandlungen durchmachen müsse, daß er wechselweise mit der Vertiefung seiner einmaligen Weltanschauung wachsen müsse und nur so an Größe gewinnen könne. Denn das, meine Damen und Herren, ist das Bild des großen Paracelsus, daß wir in seiner ersten uns überkommenen Äußerung die gleiche Weltanschauung ebenso vertreten finden wie in den Aussagen aus seinen letzten Lebensjahren, in den «Elf Traktaten» des ungefähr 27-jährigen ebenso wie in den «Neun Büchern de natura rerum» aus dem Jahre 1537, also vier Jahre vor seinem Tode. Ja, meine Damen und Herren, die gleiche kosmische Weltanschauung vertritt Paracelsus hier wie dort; aber *welche* Wandlung hat sie in diesen zwei Dezenen erfahren, *welche* Unterschiede werden darin offenbar! Als ob ein ganz Anderer zu uns und der Welt spräche, ganz ab-

gesehen von dem glühenden Sturm seiner, ja, man kann es nur mit seinen eigenen Worten formulieren, «stammelten Zungen» dort, der sicheren, reifen, abgeklärten Gewißheit hier. Welches Reifen, welches Wachsen!

In dieser Wandlung liegt aber auch die ganze weite Spannung innerhalb dieser Weltanschauung. Die Begriffe bleiben immer die gleichen: überall «der Himmel, das Makrokosmische, das Firmament, das Kosmische, die astra, die Sterne, der Himmel im Menschen, der Mikrokosmos», immer die gleiche Melodie, der gleiche Orgelton. Aber welche Variationen werden über diesem Grundthema von diesem immer Wandernden, kaum je Rastenden, dauernd Ruhelosen gespielt!

Lassen Sie mich Ihnen zwei Zitate geben, das erste aus dem «Volumen medicinae paramirum de medica industria» um 1520, das zweite, aus den «Neun Bücher de natura rerum». da ich Ihnen anhand dieser beiden Zitate auch am besten das Wesen der kosmischen Weltanschauung eines gradlinigen Denkers, Sehers und Mystikers klarmachen kann. Zunächst aus dem «Volumen medicinae paramirum»: «Da wir Euch unterrichten wollen, wie das ens astrale uns schaden kann, ist es nötig, Euch zu erklären, daß Ihr von vornherein wissen sollt, daß die Gestirne von Planeten, von Sternen und allem Firmament nichts machen an unserm Leib, nichts an unserer Farbe, nichts an unserer Schöne, nichts an unseren Gebärden, nichts an unseren Tugenden und Eigenschaften. Und Ihr sollt Euch der Meinung entschlagen, die Ihr solange geachtet habt und judicia gesetzt dem Menschen auf die Natur der Sterne wie auch den Menschen, was wir wohl belachen mögen. Da Ihr nun ein solches verstanden, daß uns die astra nichts naturen, noch ziehen, noch Eigenschaft geben, so merkt auf die Unterschiede, in welcher Gestalt sie den Körper kränken und töten. Nicht, daß wir sprechen wollten, darum, daß wir ein saturnisch Kind seien, sollten wir lang leben oder kurz: nichts. Der Gang des Saturn bekümmert keinen Menschen an seinem Leben, verlängert noch kürzt nichts. Wenn deshalb Saturn nie an den Himmel gekommen wäre oder an das Firmament, so wären doch solche Leute geboren; und wenn schon kein Mars oder Mond nie gemacht worden wäre, so würden doch

Leute einer solchen Natur sein . . . denn die Gestirne haben gar keine Gewalt, den Menschen nach ihnen zu neigen, oder daß sie nötig hätten, sie zu haben . . . was wollen wir uns dann jovische Kinder heißen oder mondische, da wir doch gegeneinander wie Zwillinge sind? Ein Kind, das ist wie der Same in seinem Wesen, ist ein Zwilling wie der Sam und nicht ein Kind der Sonne, die in den Zwillingen steht.» (I/1777.)

Zum zweiten aus den «Neun Büchern de natura rerum»: «Wenn nun schon hierzu ein Argument gebracht und gesagt werden möchte, die Zeichen der Physiognomei sind vom Gestirn und das Gestirn hat niemanden zu zwingen, zu drängen oder zu nötigen; so ist das nun wohl geredet. Da aber ist ein großer Unterschied, der wohl zu merken ist, daß einen das Gestirn zwingt, nötigt, den andern nicht. Da ist nun von nöten zu wissen, welcher das Gestirn regieren und meistern kann, und welcher von dem Gestirn regiert wird. Dazu wißt, daß der weise Mann das Gestirn regieren und meistern kann und das Gestirn nicht ihn. Das Gestirn ist ihm unterworfen, muß ihm nachfolgen; und er nicht dem Gestirn. Einen viehischen Menschen aber regiert, meistert, zwingt und nötigt das Gestirn, so daß er dem Gestirn nachgeben muß in gleicher Weise wie der Dieb dem Galgen, der Mörder dem Rad, der Fischer den Fischen, der Vogelsteller den Vögeln und der Waidmann dem Wild. Was ist anders die Ursach, als daß dieser Mensch sich selbst nicht erkennt und seine eigene Kraft, so in ihm verborgen, nicht zu gebrauchen weiß, daß das Gestirn in ihm und daß er die kleine Welt ist und auch das ganze Firmament mit allen seinen Kräften in sich hat. Darum wird er ein viehischer, unweiser Mensch genannt und muß in der harten Dienstbarkeit ein Knecht sein aller irdischen, vergänglichen Dinge . . . Die Weisheit aber des Menschen ist in keiner Dienstbarkeit, kein Knecht; sie hat ihre Freiheiten nicht von sich gegeben noch aus der Hand gelassen, darum muß das Gestirn ihm nachgehen und ihm unterworfen sein und nicht er dem Gestirn. Wenn er auch ein Kind des Saturn und Saturn sein Ascendenz ist, so mag er sich vom Saturn doch abzuziehen, ihn zu überwinden, und ein Kind der Sonne zu werden und sich also einem andern Planeten unterwürfig zu machen oder desselben Kind zu wer-

den . . . Und wie Ihr nun hier von einem weisen Menschen gehört habt und unterrichtet seid, wie er das Gestirn regieren kann und sich seines bösen Planeten oder Ascendenten entladen und sich einem guten unterwürfig machen, aus der Dienstbarkeit in Freiheit kommen und aus solchem Gefängnis des bösen Ascendenten entlediget werden kann; also der viehische Mensch, der ein Kind der Sonne, Jupiters, der Venus oder des Merkur ist, sich von seinem guten Planeten und Ascendenten abzieht und sich dem Saturn und Mars unterwürfig macht . . . So wisset also, daß zweierlei Gestirn, nämlich ein himmlisch und ein irdisch, eines der Torheit und eines der Weisheit. Und in gleicher Weise wie zwei Welten sind, eine kleine und eine große Welt, und wie die kleinere die größere regiert, so regiert auch das Gestirn des Mikrokosmos das himmlische Gestirn und überwindet es. Denn das sollt Ihr wissen, daß Gott die Planeten und alle anderen Gestirne des Himmels nicht darum und in der Meinung erschaffen hat, daß sie den Menschen regieren, und sein Herr sein sollen, sondern zum Dienst der Menschen, daß sie ihm als andere Kreaturen dienen. Ebenso ist es auch, daß die oberen Gestirne ihr inclinaz geben und dem Menschen und alle anderen irdischen corpora signieren mit natürlichen Zeichen nach derselbigen Generation. Darum ist kein Herrschaft oder regierende Gewalt, sondern ein prädestinierter Befehl und Amt, damit nur nichts verborgen bleibe, sondern durch auswendige Zeichen die inwendige Kraft und Tugend erkannt werde . . .

«So treibt nun ein Gestirn das andere aus, ein Planet den anderen, eine Influenz die andere, eine Impression die andere, ein Element das andere. Denn in gleicher Weise wie Wasser das Feuer auslöscht, also ein Planet des anderen Eigenschaft und setzt die seine an jenes statt. Auf diese Weise sind sie auch mit ihren Zeichen zu verstehen, deren gar viele und mancherlei sind, nicht allein ihre Charaktere, wie etliche vermaßen, sondern all das, so in der ganzen mappa planetarum gefunden werden kann, das ist alles, was diesen Planeten zugehört und unterworfen ist.

«Damit ich Euch aber ein Exempel vorlege, auf daß Ihr mich desto besser versteht, sollt Ihr wissen, daß dem Planeten

Sonne unterworfen Krone, Szepter, Stuhl und alle königliche Gewalt und Majestät, alle Herrlichkeit, Reichtum, Schätze, alle Zier und Hoffart dieser Welt. «Dem Planeten Mond ist unterworfen aller Feldbau, Schiffahrt, alle Reisen und Wandersleute und was solchen zugehört.» usw. (XI/377 ff.) Wenn Sie nun, meine Damen und Herren, diese beiden Zitate gegeneinander halten, welcher Unterschied nicht nur der Sprache, nicht nur der äußeren Form, sondern scheinbar auch des gesamten Inhalts!

Wie angefüllt und randvoll ist das erste Zitat des jungen Paracelsus mit jener kompromißlosen Unbedingtheit der Jugend, wie fordernd drängt in ihm noch ganz undifferenzierte oder kaum differenzierte Geschlossenheit des inneren gläubigen Wissens und Gesichts. Wie unmittelbar noch das ganze nur auf das Wesen hin gerichteten Wollens und Schauens. Wie drangvoll noch der Wille zu Vermittlung, zu Überzeugung und Bekehrung. Wie erfüllt noch jedes Wort und Bild von dem Stürmen einer besessenen Jugend. Wie gewaltig noch das innere Ringen um die Klarheit der Form! So überwältigend scheint die innere Bilderfülle, dies Un-endliche, Nicht-endende der geschauten «unsichtigen» Bezugsetzungen und Verbindungen, daß letzte Abstraktion allein dem eben beginnenden großen Lehrer und Kündler sich nur entringen kann! Um der Idee willen, von der er allein abgezogen, meine Damen und Herren, verwirft er das bildhafte Beispiel und fordert auch für seine Zeit unerfüllbare Voraussetzungen des Verstehens, des inneren, lebendigen Begreifens.

Dagegen das zweite Zitat des zum Grabe schreitenden. Als hätte er unendliche Zeit für sein Thema zur Verfügung. Mit aller Breite häuft er Beispiel auf Beispiel, um geduldig dem Freund sein erkanntes Wissen auszubreiten. Bild folgt Bild, gewonnen aus reifster Natursicht für eine Idee voll letzter Subtilität und abgeklärter Einsicht. Wie meisterlich handhabt er hier die Sprache, wie ist jedes Wort sorgsamst abgewogen und voll innerer Schönheit und Verklärung. Nichts mehr von hinstürmendem Drang, nichts mehr vom zwangvollen Willen überzeugen zu müssen. Aus übergroßer Fülle eines zutiefst erfahrenen Wissens werden behutsam bedächtig Bilder um kaum

noch Aussagbares gewoben. Wann endlich wird der nachfühl-same Künstler-Psychologe kommen, um an Hand gerade der sprachlichen Meisterung uns das innere Reifen dieses großen Geistes nachzuzeichnen?

Und schließlich dieser scheinbar sich widersprechende Inhalt dieser beiden Zitate, deren innere ideenhafte Kontinuität und Einheitlichkeit nur jener wirklich begreifen kann, meine Damen und Herren, der sich selbst lange genug in hingebender Meditation mit diesem ganzen großen Gebiet auseinandergesetzt hat. Denn gesagt ist nur dort von dem lächerlichen Wahn, an astrische Influenz auf den Menschen zu glauben, und hier von der Torheit sie leugnen zu wollen. Zuerst wird mit gewaltiger Geste gleichsam ein Wust unlebendiger Rezepte und leerer Hypothesen beiseitegeschoben, um Platz zu schaffen für die reine Idee, das Absolute. Was Paracelsus in diesem frühen Zitat verdammend beiseiteschiebt ist das Periphere, das Randhafte, das Außerliche, die immer falsche sichtbare Hülle. Er ist jung genug, sich diese Titanenarbeit zuzumuten und an ihr Gelingen zu glauben. Es ist kein anderer Vorgang als auf dem Gebiete der Medizin, auf dem wir ihn mit denselben gewaltigen Streichen den von ihm erkannten Unrat ausräumen sehen. Wenn auch dem flüchtigen Auge verborgen: hinter dieser äußeren Negation, hinter dieser vordergründigen Ablehnung glüht ein unendlicher Glaube an die Idee und ihre innere Wahrheit, an die Idee der Allverbundenheit und inneren Allbezogenheit in den Lebenserscheinungen des Kosmos. Nur für den Unwissenden scheint Paracelsus die Aufklärung seiner Zeit zu vertreten, indem er lächerlich macht, was der allgemeinen Meinung Glaube war. Er will den Kern wieder zum Leuchten bringen, will die Asche wegräumen von der wärmenden Glut, die unter ihr verborgen, will die vielfältigen Schalen zerschlagen, die das Licht der Wahrheit verschlossen hielten. Nichts anderes offenbart dies erste Zitat als den Weg zum Bilde von Saïs.

Wäre nicht dies anfängliche Brennen innersten Überzeugtseins gewesen, wie hätte dieser Geist zur erhabenen Ruhe des zweiten Zitats gelangen können? Dieses zweite Zitat scheint ja deshalb so gegensätzlich, weil es den Anschein erweckt, als

würde das früh Verworfenne nun wieder in seine Rechte eingesetzt. Nichts dergleichen geschah. Denn das, was in dieser Aussage nach Rezept klingt, hat jene weiten Maße, die alle schillernden Schattierungen der Erscheinung ermöglichen. Was hier als signaturhafte Parallele zur kosmischen Wirkkraft behauptet wird, ist kein detailhaftes, sklavisches bindendes Rezept, sondern könnte bestenfalls als dessen Grundlage angesehen werden. Es ist noch die gleiche Idee, die gleiche brennende innere Wahrheit, die hier aufleuchtet. Gesagt aber wird sie von dem großen Lehrer, der die Unerfahrenheit des Schülers in ihrem ganzen Umfang berücksichtigt. Ihm gibt er Hilfe und Stütze, ihm den Ariadnefaden, damit er sich im verwirrenden Labyrinth des Möglichen der Erscheinung zurechtfinde.

In beiden Zitaten geschieht ein Gleiches: in beiden geht es ganz einfach und zunächst um die Stellung des Menschen im Gesamt der Schöpfung und in seinem Verhältnis zur Schöpfung. Die für Paracelsus unabdingbare Prämisse ist die Allverbundenheit innerhalb der Schöpfung. Es gibt in ihr kein absolut Isoliertes, nichts, das nicht mit dem im Entferntesten in unmittelbarem Bezug stünde. Die Frage ist nur, welcher Art und Natur dieser Bezug sei. Materialismus und Rationalismus, in denen wir noch erzogen wurden, lehrten die Unmöglichkeit einer Allbeseeltheit der Natur und des Kosmos. Der Animismus wurde dem Spott und vernichtender Leugnung anheimgegeben. Es gab bestenfalls chemische und physikalische Affinitäten. Damit aber mußte auch jedes kosmosophische Denken, jede im heutigen Sinn astrologische Vorstellung zur Sinnlosigkeit werden. Wir kommen aber auch bei Paracelsus mit dem Begriff des Animismus im üblichen Verstand keineswegs zu zureichenden Ergebnissen. Was eben die Schwierigkeit des Verständnisses dieser beiden Zitate bildet, ist eine solch schlagworthafte Erklärung. Dem Einsiedler war das «Seelische» kein Einheitliches, sondern ein unendlich Differenziertes. Für ihn spiegelt sich im Oben, in den Bezirken dieses «Seelischen», des Animistischen die gleiche Hierarchie, die er im «Unten» in der Erscheinungswelt der Schöpfung erkennt. Und die Letztere weiß er als Parallele und in Korrespondenz

mit der Ersteren. «Wie oben so unten.» Aber nicht nur in einer vertikalen Bezugsetzung sieht er den Menschen, sondern gleicherweise auch in einer horizontalen: «Wie außen also auch innen». Man muß sich diese ganzen Bezugsetzungen, dieses Vielfältige und Allseitige der Korrespondenzen einmal wirklich klar machen, um die ganze Umfassung einer solchen Weltanschauung zu verstehen. Dann wird auch klar, welche innere Voraussetzungen zur Erfassung solcher Gesamtschau notwendig sind und man wird leichter die scheinbare Gegensätzlichkeit in der Haltung des Paracelsus verstehen.

Die beiden Ihnen gegebenen Zitate spiegeln nun gleichsam die Peripherien dieses ganzen Gebietes, dieser ganzen Weltanschauung: im ersten geschieht eine reinliche Scheidung zwischen der geistigen Welt, der geistigen Selbständigkeit des Menschen und dem absolut Geistigen Gottes im Spiegel der Schöpfung. Im zweiten Zitat leuchtet auf die seelische Verbundenheit zwischen Mensch und Kosmos. Auf der einen Seite gibt es nur ein äußeres Gegenüber wie zwischen Ur- und Spiegelbild, dessen innere Korrespondenzen in den absoluten Verborgenenheiten und Geheimnissen des rein Geistigen liegen, so daß äußerlich der Anschein entsteht, als könne von einer «inklinacion oder impression» nie gesprochen werden. Andererseits aber — und das ist das Thema des zweiten Zitats — ist der Mensch der Kreatürlichkeit verhaftet und ihren Triebwelten, jenem unteren Seelischen, das seine tiefste Erklärung findet in jenem gemeinsamen Wortstamm von anima und animal. In diesen Bereichen aber muß, wie ihn auch der große Aquinate in seiner «summa theologica» zugab — jener geradezu äußerlich greifbare Zusammenhang in der constellatio, inclinatio, impressio notwendigerweise anerkannt werden.

Es handelt sich in den beiden Zitaten also keineswegs um eine Gegensätzlichkeit gegenüber der Idee, sondern es sind zwei verschiedene Standpunkte, die Paracelsus hier gegenüber dem gleichen Thema einnimmt. Der Urgrund seines Themas aber ist hier wie dort der Mensch in seiner Stellung zum Kosmos, zum All und Gesamt der Schöpfung. Es ist das anthropozentrische Weltbild, die anthropozentrische Welt — und Lebenshaltung, die alles Natur — und Weltgeschehen einzig um der Würde

des Menschen willen, um seiner Größe willen erkennt. Dieser größte Begriff der humanitas verbindet Paracelsus mit seinem Patienten Erasmus von Rotterdam, mit dem gewaltigen Unterschied, daß das Menschenbild des Einsiedlers ein umfassenderes und größeres war.

Nichts vermöchte besser die Ablehnung irgend eines fatalistischen Gedankens in der kosmischen Weltanschauung des Paracelsus zu dokumentieren als dieses zweite Zitat, das geradezu eine Hymne auf den freien Willen des Menschen ist. Zwingen, bestimmen können die Sterne nur das Animalische und das dem Animalischen Verfallene im Menschen. Seiner gottgewollten Idee nach aber beherrscht er den Stern, ist er größer als der Himmel mit seinen sieben Planeten, seinen Tierkreiszeichen, seinen Häuserräumen. Nur das irdisch Vergängliche am Menschen ist dem Einfluß von oben unterworfen; sein geistig Ewiges ist frei von allen Zwängen, ja, es ist, um es, meine Damen und Herren, noch einmal ganz deutlich zu sagen, in der Vorstellung des Paracelsus größer als die Himmel. Jene theologische dissimilitudo major vorausgesetzt gibt es für das kosmosophische Menschenbild des Paracelsus nur ein Adäquates, nur ein ihm Aehnliches, ein einzig Gleichwertiges gegenüber: Gott selbst.

Allein in diesem Sinn und Verstand dürfen wir auch nur den Prädestinationsbegriff im zweiten Zitat verstehen. Nicht das Schicksal, nicht der Lebensweg des Menschen unterliegen einer Vorherbestimmung durch Gott, wie sie etwa Calvin behauptet. Die «prädestinierten signata» zeigen nur an «die Natur und Eigenschaft des Menschen» (XI/381). In der kosmischen Weltanschauung des Paracelsus ist demnach Ascendent und Horoskop nichts anderes als das Bild der göttlichen Begabung des Individuums für seinen irdischen Weg. Mehr als diese grundlegende Voraussetzung zur Lebensführung gibt das Bild des oberen Himmels zur Zeit der Geburt dem Menschen also nicht, vielmehr setzt im Sinne des Paracelsus unmittelbar nach der Geburt bereits jenes Wechselspiel ein, das er im Verlauf des Lebens zwischen dem oberen Himmel und dem «Himmel microcosmi» abrollen sieht. Wie dieses Bild, wie dieses Wechselspiel sich aber gestaltet, wie es als schicksalsmäßiger

Ablauf den Menschen beglückt und quält, leiden macht und beseeligt, das liegt für Paracelsus einzig und allein in der freien Willensbestimmung des Menschen, in seinem Verfallensein an das «Viehische» oder in seiner Erhebung zu seiner geistigen «weisen» Urnatur.

So ist der kosmisch gesehene Mensch in der Weltanschauung des Paracelsus ausgespannt zwischen die beiden Pole eines absolut Geistigen und eines triebhaft Animalischen, in dessen Überwindung und dem Eingehen in das Geistige schließlich auch die Frage der Gesundheit des Menschen, also die eigentliche Frage des Arztes, für ihn beschlossen liegt. Zwischen diesen äußersten Grenzen, meine Damen und Herren, liegen all die tausendfältigen Fragen nach dem Wesen der Krankheit, nach ihrer Art und Natur, nach ihren Signaturen, nach Mitteln und Zeiten für ihre Heilung. Deshalb ist die «astronomie» nicht nur eines der wesentlichsten Grundelemente seiner Weltanschauung, sondern im einzelnen auch eine der Grundsäulen seines Arzttums und der Medizin überhaupt. Und zwischen den Extremen dieser beiden Standpunkte der hier angezogenen Zitate liegt denn auch in der Entwicklung des Gesamtwerkes des Paracelsus in allen Teilfragen sowohl der Medizin und der gesamten naturwissenschaftlichen Seite auf der einen, wie der Theologie und aller religionsphilosophischen Überzeugungen auf der anderen Seite, die ins Einzelne gehende Darstellung und Darlegung seiner ganzen kosmischen Weltanschauung. Nur von diesen beiden Extremen her sind die Mittellglieder erst verständlich. Denn — und das, meine Damen und Herren, macht zuletzt die besondere Größe des Paracelsus aus — es ist ein wirklich geschlossenes und abgerundetes Ganzes in dieser Weltanschauung. Es ist unmöglich, dies oder jenes Werk, diese oder jene Stelle zur besonderen Beleuchtung seines Überzeugtseins von den kosmischen Bezogenheiten betrachten und sie in ein besonderes Licht rücken zu wollen. Sie müssen unverständlich bleiben, müssen, wie der weitaus größte Teil seiner Bewunderer und Kritiker meint, etwa wie eine überflüssige Spielerei einer besonders reich begabten Fantasie erscheinen, hat man nicht diesen Ihnen hier angedeuteten Schlüssel zu dem Gesamtbild seiner kosmischen Weltanschauung in der

Hand. Je später das Werk, desto klarer und eindringlicher die Formulierung; je früher desto lapidarer die reine Idee.

Es genügt nicht, sich etwa an seinem paramirischen Schrifttum orientieren zu wollen, so wesentliche Aussagen sie immer auch bergen mögen. Gerade das, was ihm die Astrologie zur Grundsäule der Medizin werden läßt, wenn wir den Arzt in ihm besonders betonen, ihm eine besondere Bedeutung zu-messen wollen, ihm in seinem ganzen Umfang weder aus dem «Paragranum» noch aus dem «Paramirum» gerade für uns Heutige verständlich. Dort ist die Darstellung der kosmischen Allverbundenheit noch viel zu sehr der reinen Idee verhaftet, als daß selbst ein heutiger «Astrologe» sie mit wesentlichem Gewinn verstehen könnte. Hinzu kommt, daß eben die «Astronomie» für Paracelsus kein bloßes Wissen, sondern ein nur aus dem intensivsten Erleben Erfahrbares war, deren größte Hülle er in ihrem divinatorischen und ebenso in ihrem prognostischen Aspekt erkannte. Das ist auch der Grund, daß aus dem astrologischen Lager bislang nicht eine auch nur annähernd gründliche und grundlegende Arbeit über den Kosmosophen Paracelsus erschienen ist. Die Astrologen begnügen sich vielmehr sehr mit Unrecht damit, ihn als Kronzeugen und geistigen Schirmherrn ihres Wissens und Tuns anzuführen.

Jene Kritiker und Biographen sind deshalb in einem jämmerlichen Irrtum befangen, die des Paracelsus kosmische Weltanschauung glauben mit dem, was heute Astrologie heißt, identifizieren zu können oder zu müssen. Nichts, meine Damen und Herren, ist unsinniger als solche Behauptungen, nichts törichter, als das Riesengebäude seiner kosmischen Weltanschauung, zu dem jede Seite seines Werkes ein Baustein ist, messen wollen, wird in seinem ganzen Umfang weder aus dem Wissensresten heutiger Astrologie, deren Handhabung der jüngere Paracelsus ja gerade verwirft, und deren Verwendungsmöglichkeiten von dem älteren in solch eindringlicher Weise umrissen werden.

Wie wenig schließlich diese seine kosmische Weltanschauung mit lediglichem Wissen zu tun hat, wie ausschließlich sie ihm lebendigstes Erfahren und Wirken war, wie sehr sie hineinreicht in die weiten Bezirke mystischer Religiosität, die durch-

aus und fest auf dem Boden des Christentums, ja der nie von ihm verlassenen katholischen Kirche steht, bekunden vor allem seine Spätwerke. Kein Gebiet der Naturerfassung und -erkenntnis, keines der charakterologischen und psychologischen Teilgebiete, das nicht in sie hineinragte, ja, das nicht in weitestem Umfang aus ihr gespeist würde. Alchymie und Magie als besondere Arten der Naturerfahrung urständen in ihr, sind ihre Kinder, die ihm undenkbar sind ohne diese ihre Mutter, ein Standpunkt, der uns bei dem heutigen Stand der Naturwissenschaften aufhorchen lassen und zu denken geben sollte! Alles erscheint ihm in dieser göttlichen Uroffenbarung zusammengefaßt.

Denn göttliche Offenbarung ist ihm dies aus Natur und Schöpfung ablesbare, erfahrbare und erkennensmögliche Wissen, in dem Funktionen des reinen Wissens mit solchen des reinen Glaubens zu einer inneren Einheit verschmelzen. Und ebenso erkennt er in dieser kosmischen Allverbundenheit die ordnende Stufenleiter einer von Gott selbst gegebenen, ewigen Hierarchie, in die er alle Gebiete des Lebens und des Menschen nach dem ihnen zukommenden inneren Wert eingeordnet weiß, aus deren inneren Maß und Ordnungen auch nicht das Geringste und Unbedeutendste ausgeschlossen ist. Er verfolgt diese hierarchische Urordnung der Werte, gegen die der Mensch grund seines freien Willens in «knechtischer Versklavung» zu seinem Unglück sich wohl zu stellen vermag, bis hinein in die weiten Bereiche der Signatur, die allen Lebendigen und insonderheit dem Menschen in so mannigfacher Form aufgeprägt ist.

So wird diesem großen Einsiedler, im wahren Doppelsinn dieses Wortes, und grübelnden Schwaben die kosmische Weltanschauung wirklich zum tragenden Fundament seines ganzen Lebens und Seins, aller Bemühungen seines so glühenden Strebens nach Erkenntnis, all seiner Arbeiten und Studien, die an keinem Gebiet des Lebens und des Menschen achtlos vorbeigehen können; denn alles ist nur Ausdruck der von Gott, dem Schöpfer erschaffenen kosmischen Wirkkräfte, und alles, das «Sichtige» wie das «Unsichtige», dem er auch begegnen mag, wird in dieser Weltanschauung auf seinen von urher «prädestinierten» Platz

gestellt nach seinem ihm innewohnenden hierarchischen Wert. Welch beglückendes Gefühl, meine Damen und Herren, um solch unverrückbar feste Ordnungen zu wissen und sie in sich selbst zu tragen! Sie wissen ja, wenn Sie an seine Disputationen und Argumentationen denken, welch sichere Gewißheit ihn während seines ganzen Lebens gegenüber aller noch so begünstigten Gegnerschaft, gegenüber jeder echten und falschen Autorität auszeichnete und trug, diesen immer demütig Stolzen. Die Quelle aber dieser lebenslangen sicheren Gewißheit und ruhigen Sicherheit ist diese seine in einem unerschütterlichen Gottesglauben gegründete kosmische Weltanschauung, zu deren eingehenderer Erforschung ich Sie anregen wollte. Sollte dieser große Geist, dieser aureolus Paracelsus uns, den in Skrupeln und Zweifeln Ertrinkenden, nicht auch hierin ermunterndes, forderndes Vorbild sein, wie er es durch die Jahrhunderte dem echten Arzt immer war?

Fritz Werle.

PARACELsus
UND DIE FAMA FRATERNITATIS DER
HOCHERLEUCHTETEN BRÜDERSCHAFT
DES ROSENKREUZES

Die Frage der Zusammenhänge zwischen Paracelsus, seinen Nachfolgern und den sog. Rosenkreuzern wurde im III. Bande des N. A. P. von Dr. Joseph Strebel in einer bemerkenswerten Weise aufgeworfen. Diese Frage hat nicht nur ein allgemeingeschichtliches Interesse angesichts der wichtigen Rolle, welche die Order der Rosenkreuzer auf dem europäischen Kontinent zu einer gewissen Zeit gespielt hat, sondern ist ebenso für die Paracelsisten von einer noch ungeahnten Bedeutung. Die Erwähnung des Namens des großen Etzel-Magus in der ersten von den Rosenkreuzern offiziell im Druck veröffentlichten Schrift, der berühmten *Fama Fraternitatis* (Cassel, 1614), und vor allem die Verweisung darauf in den bald und zahlreich gefolgten Antworten der «gelehrten Welt» jener Zeit, bezeugt mit Deutlichkeit, was für eine Anziehungskraft der Name Theophrasti Paracelsi schon damals besaß. Es ist vielleicht demnach eine *zu rasche*, wenn auch ziemlich allgemein verbreitete Vorstellung, der Einsiedler Weise und seine Lehren hätten wenig Einfluß auf die ihm folgenden Generationen gehabt; es scheint, daß sein magisch-wirkender Name schon früh im siebzehnten Jahrhundert den meisten Forschern gut bekannt und sein Einfluß, wenn auch nur im geheimen, auf die damalige und weitere Entwicklung der Wissenschaft viel größer war, als man es annimmt.

Ich zitiere aus dem äußerst seltenen Büchlein, der sog. «dritten» Ausgabe der *Fama fraternitatis*:

«*Fama Fraternitatis*, oder Entdeckung der Bruderschaft dess löblichen Rosen Creutzes / Beneben der Confession oder Bekanntnuss derselben Fraternitet / an alle Gelehrte und Häupter in Europa geschrieben. Auch etlichen Responsionen und Antworten / von Herrn Haselmeyern und andern gelerten Leuten auff die Famam gestellet / Sampt einem Discurs von allgemeiner Reformation der ganzen Welt. Itzo von vielen

Erraten entlediget /verbessert / und allen Trewhertzigen zu gut in öffentlichen Druck mit Gott allein gefertigt. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn / durch Johann Bringern / in Verlegung Johann Berners. 1615.»

S. 23, 24.

«. . . unverdrossene rühmliche Helden . . . die mit aller Gewalt durch die Finsternuss hindurchgebrochen . . .

Ein solcher ist auch in seiner Vocation gewesen / Theophrastus, so gleichwol in unsere Fraternitet nicht getretten / aber doch den Librum M. fleissig gelesen / und sein scharfes Ingenium dardurch angezündet: Aber diesen Mann hat der Gelehrten und Nassweisen Uebertrang / auch in dem besten Lauff gehindert / dass er sein Bedencken von der Natur nimmer friedlich mitandern conferiren / und desswegen in seinen Schrifften mehr der Fürwitzigen gespottet / als dass er sich gantz sehen lassen / doch ist gedachte Harmonia gründlich bey ihme zu finden / die er ohn Zweifel den Gelehrten mitgetheilet hette / da er sie grösserer Kunst / dann subtile vexirens würdiger befunden / wie er dann auch mit freyem unachtsamen Leben seine Zeit verlohren / und der Welt ihre thörichte Freude gelassen.»

S. 39.

(Entdeckungen im Grabe des Fr. R. C.)

«. . . Eine jede Seiten (des Grabgewölbes) hatte eine Thür zu einem Kasten / darinnen unterschiedliche Sache lagen / besonders alle unsere Bücher / so wir sonst auch hatten / sampt deme Vocabulario Theoph. P. ab Ho. und denen so wir täglich ohne falsch mittheilen.»

S. 84.

Kurtze Responson vom Herrn Haselmeyer¹ gestellt.

«Unser einfältige Antwort / Euch sonders erleuchten Apostolischen Männern Gottes / auff ewer so miltreiche Anerbietung an die Häupter Stände / Gelehrten / und auch Gemeinen

¹ In der «Vorrede» wird dieser «Adam Haselmeyer» als «Notario pub. bey Jhrer Fürstlichen Durchleutigkeit / Ertzherzogen Maximiliano» bezeichnet, und dabei zugefügt, er, Adam Haselmeyer, hätte auch s. Z. «ein extract ex scriptis Theologicis Theophrasti gemacht».

und Ungelehrten Europae, seynd wir alsbald entschlossen gewest / zugeben: Als uns nemblich anno 1610 erstlich hierin in diss Land Tyroll / ewer Schreiben Fama Fraternitatis R. C. Schrifftlich zukommen / weilen wirs gedruckt noch nie besshero ansichtig mögen werden / darauss wir die grosse Trewe / Liebe unnd milde Barmhertzigkeit Gottes / auch zu diesen letzten Zeiten / so reichlich sich durch ewer Theophrastiam und Gottes Geschenck herfür zuverstehen haben / wie GOTT die seinen / so wunderbarlich von Zeit zu Zeit auffbehalte und herfür gebe / wanns ihme gelegen ist.»

S. 85, 86.

«. . . So befinden wir auss ewern / in unseren Herten springenden freudenreichen Editionen, dass wir uns billich einer glückseligen Zeit auch rühmen mögen / an Theophrasto Germano und ewerm Ven. Patre in Christo vom Rosen Creutz / auch Deutschen Edlen Geblüts / nun euch auss der Schul Gottes unnd ewigen Philosophy / uns zu lehren anbietend / . . .»

S. 89.

«. . . und durch die eingerissene Finsternussen unnd dicke Nebel / die uns das Liecht verdecken / hindurch zu arbeiten / als da bisshero der hochselige Eremita & sophorum Monarcha, Theophrastus Paracelsus Magus gewest ist / aber bisshero wenig erkandt und angenommen worden / leyder noch auff die Stundt auch wenig seynd / die ihn ausser dem heyllosen Goldtmachen / in Theologica facultate, darauss alle andere Facultäten ihr Fundament schöpffen sollen / nachfragen oder annehmen. So spüren unnd schliessen wir / dass ihr diejenigen nun von Gott erkohren seynd / die die ewige Theophrastiam, unnd Göttliche Warheit / erweitern solten wunderbarlicher weiss biss hieher reservieret / vielleicht auff die Zeit dess Propheticierten Eliae Artiste zu achten / wie es Theophrastus in seiner Prophetia von seinen dritten verborgenen Thesauris (so mehr denn 24. Königreich werth seynd) meldet / dass Gott zu rechter Zeit / mit den seinen komme / den Gerechten beyzustehen / und den gottlosen Stoltzen hinzurichten / unter denen doch ein Füncklein der Gerechten bleiben werde / dasselbige Füncklein oder kleine Heufflein wird also seyn her-

nach / dass man es mit grosser Forcht wird annehmen / denn es wird das Todte lebendig machen.»

S. 91.

«. . . daher auch gemelter Theophrastus seine Thesauros dem Geltgeitzigen und Blutgierigen Volck verborgen / biss auff die Zeit / da die kommen sollen / . . . »

S. 92.

«. . . ihr aber das Goldtmachen nur für ein Parergon achtet / und tausendmal höher Magnalia habt / damit ihr aus GOTT / und der Natur Liecht (wie Theophrast) alle Kranckheiten umbsonst curiret / unnd begehret sie uns auch geniessen zu lassen / . . . »

S. 93.

«. . . Die obgemelte Prophetia Theophrasti auch meldet / wie dass seine Drey Schätze bald nach Abgang dess letzten Oesterreichischen Keyzers Rudolphi / sollen gefunden werden / die Dürfftigen dardurch zuerhalten / bey welchen Thesaurois, auch die wahre freye unerhörte Kunstbücher liegen / derer die Menschenkinder noch nie gedacht haben / . . . »

S. 97, 98.

«Lasset uns der H. Güter der Herrlichkeit dess Allerhöchsten Gottes / Unnd seiner Evangelischen Libertet / durch Theophrastum und euch / dieser letzten Zeit Welt fürgeschrieben / nicht weiters beraubet / noch so gantz verborgen seyn: Weil es nun die Tempora nationum eröffnet haben müssen / auff dass man sehe in wen die welt gestochen / und in wen sie geglaubet haben / indem sich diss 1612. Jahr der Richter Untergang erhebt: Zum Anfang der Schmerzen / so kompt / mit dem pacifico verbo sophorum Coelestium simplicitate maiestate, kompt mit der Theologischen Nectrometia, und Beatorum Nectromantia, kompt mit der Philosophischen Bethleemitica sancta Magia und Astronomia gratiae, Angelo bonoconsilij, und sequestro sanctae stellae signitae, kompt mit Necrolischem Medicament / Architoxischen mysterijs, und verordneten Cabalistischen Christfreyen Künsten und Magnalien Sophiae aeternae incontemeratae & intractae Theophrastiae & purae Dei viae, Dem Leoni von Mitternacht / der voller Christlicher Lehr ist / vorzuleuchten / im Liecht Christi / unnd der Natur

Heilighumb / auff dass das Impurum, impertectum, Diabolicum der Heydnischen Meister gantz reveliret und confundiret werde / . . . »

S. 99, 100.

«Das ist von euch thörichten Weltweisen Christen der hohen Schulen geredet / die da vermeynen / es könne kein besser Philosophis gefunden werden / als Aristotelis, also auch kein gewissere Medicin, als Galeni oder Avicennae, die Lehr der Abgötter habt ihr fulcirt, und die Lehr sapientiae aeternae, darauss die rechte Arbeit kömpt der Egyptischen Schätz und Arcanen Theophrasti, als dess veri sublimis Monarchae / habt ihr verkerzert und verdampft / darauff nun der Allmächtige Gott kömpt (mit seinen Priestern vom Roten Creutz) auff dass die Welt sehe / dass aller Weissheit bisshero nichts vor Gott sey gewest / als ein Thorheit / unnd Theophrasti doctrina gerecht und ohne Mackel floriren muss in Ewigkeit mit den Weisen Gottes / Sap. 4. & 6. unnd kein Mensch der gantzen spöttischen Welt / noch auch die Teuffel der Hellischen Pforten werdens mögen überwältigen:»

S. 123—124.

«*Ein ander Sendschreiben* / An die Allerseligste Fraternitet dess gewüntschten Rosen Creutzes.»

«Ich habe etwan hiebevorn zum offternmal mit Verwunderung gelesen / was der hocheleuchte Theophrastus Paracelsus in seiner Apocalypsi geschriben von dem Geheimnuss aller Geheimnissen / welches der allerweiseste Hermes, das wahre ohne lügen / unnd das gewisse dess allergewissesten: . . . ein Ursprung aller Frewde / welches gebe Gesundheit / Glück / Frewde / Friede / Liebe / vertreibe Hass / Feindschafft und Trawrigkeit / führe Frewde ein / vertreibe alles böse / heile alle Kranckheiten / verstöre die Armut / mache ein Ende allem Elend / führe ein alles Gute / . . . »

S. 127.

«. . . wie daher obgedachter Theophrastus nicht unbillich geruffen: O du Geheimnuss aller Geheimnisse / unnd aller geheimen Dinge Heimlichkeit / ja aller Dinge Heiligung und Gesundmachung / wie wunderbarlich unnd löblich ist dein Reinigkeit / . . . »

«Der hochlößlichen Fraternitet dess Rosencreutztes entbietet C. H. C. seinen Gruss und bereitwilligste dienst.»

Seite A iiii, und weiter.

«. . . könne alles dasjenige / so in der gantzen Natur zu erfahren ist / eigentlich ergründet / und aussgeforschet werden / wie dann der hocheleuchtete Wundermann Theoph. Paracels. in seiner Mathematica adepta darvon auch Anregung thut / . . .»

«Ich hab zwar durch Gottes Gnad auss heiliger Biblischer Schrifft und dess hocheleuchten theuren Mannes Theophr. Paracels. und anderer Gottes gelehrten Bücher erkannt und erlernt / dass der Mensch anfänglich im Paradeiss zu Gottes Ebenbild erschaffen worden / und in solcher Bildnuss / die Weisheit und Erkenntnuss GOTTES und aller sichtbaren und unsichtbaren dingen vollkommenlich gehabt und besessen.»

Zu den obigen Zitaten füge ich noch die zwei folgenden Auszüge aus den moderneren Werken bei:

I. «*Allgemeines Handbuch der Freimaurerei*. Lennings Encyclopädie der Freimaurerei. Dritter Band. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1867.»

S. 84, 86, 87.

«Rosenkreuz (die Gesellschaft vom)»

«. . . Unter den theologischen Gegnern (der Rosenkreuzer) sind vorzüglich zu nennen Valentin Griesmann, Georg Rostius, Nikolaus Hunnius, Christoph Nigrinus, während Haselmeyer aus Tirol und David Meder als eifrige Vertheidiger der Rosenkreuzerischen Societät auftraten. Bei den Medicinern fürchtete man, daß Galenus seines Ansehens auf Kosten des Theophrastus Paracelsus enthoben werden sollte, woraus auch zu erklären, daß Andr. Libavius als Gegner der Bruderschaft auftrat, während der Engländer Robert Fludd, J. Sperber in Danzig und Mich. Maier, Kaiser Rudolf II. Leibarzt, alles Alchemisten und Anhänger des Paracelsus, für die Gesellschaft eintraten und namentlich der letztere die wirkliche Existenz der Gesellschaft aufs ernsthafteste behauptete. Selbst der berühmte Kurt Sprengel in seinem Versuch einer pragmatischen Geschichte

der Arzneikunde, III. 424—427, glaubte an die wirkliche Existenz dieser Genossenschaft und behauptete von deren Mitgliedern: Sie bauten auf dessen (Paracelsus) System der Theosophie weiter fort und gaben demselben eine solche Ausdehnung und Anwendung auf alle Zweige des Aberglaubens, daß die Barbarei wieder hätte zurückkehren müssen, wenn die Ideen dieser wilden Schwärmer zur Ausführung gebracht worden wären! Dieser Orden hat offenbar, aber freilich sehr nachtheilig auf die Wissenschaften, und besonders auf die Arzneikunde eingewirkt. Alle Kenntnisse leiten sie, doch nur zum Schein, aus der Bibel her, damit man ihnen nicht vorwerfen könne, daß sie die kirchliche Gottesverehrung verachten: im Grunde aber sind sie über alle Offenbarungen erhaben und suchen, aus dem Lichte der Natur, oder aus dem Einflusse der Gottheit auf die Seele des Menschen, alles herzuleiten. Hierin sind sie, sowie in anderer Hinsicht, als Nachfolger des Paracelsus anzusehen, den sie als einen Gesandten Gottes betrachten. Die Krankheiten heilen sie, sowie Paracelsus, durch den Glauben und durch die Einbildungskraft.»

II. «*The Brotherhood of the Rosy Cross*. By Arthur Edward Waite. London 1925.»

Auf Seite 402 wiederholt der Autor die Behauptung von Adam Lebenswald (Acht Tractatlein von des Teufels List und Betrug, 1680), die Gelehrten, welche in die Reihen der Rosenkreuzer eintreten, wären veranlaßt «ihre Gelehrsamkeit beiseite zu legen und sich als treue *Paracelsisten* zu erklären».

Bern, 1947.

Basilio de Telepnef.

ÜBER WILLENSFREIHEIT UND
DETERMINATION BEZ.
PRAEDESTINATION BEI PARACELSUS

An zahllosen Stellen betont Hohenheim die relative Willensfreiheit des elementisch-astral eingefangenen Menschenwesens. Keinem seiner Vorgänger oder Nachfolger bis auf unsere Tage gelingt in so subtiler Weise die rationelle Versöhnung oder Klarstellung von Willensfreiheit und Determination. Denn letztere, oft auch als Prädestinanz bezeichnet, ist schon bei Paracelsus — und bei ihm erstmalig — durch die Vererbung festverankert, wie wir beweisen werden. Während aber die moderne Erblehre wohl die Determination des Keim-Gutes und Ungutes in mathematisch exakter Weise bestätigt hat, was Paracelsus immer und immer wieder betonte, findet sich weder im Mendelismus noch in der modernen Psychologie die scharfe und klare Grenzziehung der Determinanten wie bei Paracelsus, weil er erstmalig die sog. Drei-Faltigkeit der menschlichen Wesenheit erkennt und zur Lösung des Problemenkreises: Determination und Willensfreiheit verwendet. Hohenheim wird nie müde immer und immer wieder zu betonen, daß er das Menschenwesen als dreifaltig erkannt habe, bestehend aus elementisch-physischem Körper, aus dem Astralleib oder Corpus sidereum als Träger der Trieb- und niederen Vernunft-Seele, die auch die Tiere mit dem Menschen gemein und gemeinsam haben, und der «Bildtnus» oder dem Geistlich als Ebenbild des Schöpfergottes. Determiniert ist nun, nach Paracelsus, gemäß den Erbgesetzen nur der elementisch-physische Körper zugleich mit dem Astralleib als Träger der triebhaften Sinnenseele, nicht aber das Geistlich als Spiegelbild seines Schöpfers. Doppelt-gebunden und gefangen in göttlicher Freiheit, das ist das Menschenwesen nach Theophrast von Hohenheim.

Nur wenige Belegstellen mögen obige Behauptungen erhärten. Leider harren die umfangreichen theologischen Abhandlungen Hohenheims immer noch der Edition. Nur ein theo-

logischer Band ist als Appendix zu Sudhoffs vierzehn Bänden naturwissenschaftlicher, medizinischer und philosophischer Arbeiten Paracelsi herausgekommen, während Prof. Bornkamm in Leipzig mehrere druckfertig hat, die möglicher- und wünschenswerterweise in der Schweiz erscheinen werden¹. Denn gerade in den theologischen Abhandlungen Hohenheims wird der Themenkreis der Willensfreiheit und Determination in Einzelarbeiten berührt. Glücklicherweise verdanken wir dem unermüdlichen Paracelsisten Prof. Karl Sudhoff in seinem «Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften», mit dessen zwei Bänden 1894 und 1898 die klassische Endperiode (gemäß Sudhoffs eigener Datierung im ersten Band) paracelsischer Forschungen anhebt, eine kritisch vergleichende Zusammenstellung auch der theologischen Handschriften, von denen die Görlitzer 1564 und 1567 als Exzerpte des Montanus, Lehrers von Johannes Huser, Ersteditors der Gesammelten Werke 1589/91, sowie die beiden großen Leidener theol. Sammelhandschriften hervorragen, die allein 544 engbeschriebene Folioseiten umfassen und früher in Gräfllich-Rosenbergschem Besitze waren. Bl. 418b—421b enthalten eine theologische Abhandlung:

De praedestinatione et libera uoluntate

die ich nach Band II, Sudhoff, 1. c. 381 als Sudhoffsches Exzerpt wiedergebe.

«So haben wir von den Göttern ein freyen willen. den sie vnns gegeben haben. Damit sie vnns vernunfft. leben. eigenschaft vnnd ahrnt erkennen. Ob wir wöllen nachuolgen dem gestirne. oder dem wesenn yn vnns. vnnd haben vnns den freyen willen geben vnnd gesetzt. yn gewinnung vnser nahrung. Darumb haben sie vnns khein gut geschaffen im muterleyb. vnnd kheinen erbtheyl. khein aigen wyssen (Wiesen) vnd äcker. vnd darzu nacket vnnd ploss. Darumb müessen wir vnns durch vnsern Freyen willen ein nahrung gewynnen. vnnd vnns eine erwöhlen.»

¹ Die kritische Neuedition besorgt Prof. Dr. theol. Kurt Goldammer in Marburg a. d. Lahn.

Darin sind wir also frei. Wir können uns zum Guten und Bösen kehren in der Wahl unserer leiblichen, aber auch geistigen, Nahrung. Sobald wir gewählt haben, sind wir unfrei und gebunden, prädestiniert und determiniert. Wählen wir Gift, so wird es früher oder später wirken. Haben wir schlecht gewählt und geben unsern Überfluß den Armen, so nützt es uns doch nichts, weil Gott es nicht annimmt (der Theologe P. steht hier auf dem Standpunkt: daß der Glaube allein selig mache, den er allerdings in einzigartiger Festigkeit immer wieder betont, während er zugleich einer der werktätigsten Christen war). So haben wir unsern freien Willen nur einmal im Leben (spez. in bezug auf die Standeswahl). Auch im Verhältnis von Mann und Frau ist ein freier Wille: rein leben in der Ehe oder in Unkeuschheit. Wir können in die Ehe treten oder nicht. Der Mensch hat die Vernunft erhalten, um gegen die Einwirkungen firmamentischer Kräfte sich zu wehren, um den Verführungen seiner Dämonen zu widerstehen kraft der in ihn gelegten Erkenntnis des Guten und Bösen. Kämpfen wir tapfer gegen die Gestirnsungeister (die z. B. A. Dürer in seiner «Melancholia» als astralen Dämon dargestellt hat), so lachen uns die Götter an (analog dem modernen Schauspiel des Arztdichters Cronin: Jupiter lacht —). Unser Kampf ist ihnen wie ein Fasnachtspossen, wir kommen ihnen vor wie Kinder und Hündlein, die miteinander spielen und scherzen. Die Wahl zwischen gut und böse untersteht nur relativ unserem freien Willen, trotz unserer Vernunft. Sie ist aber auch nicht der Prädestination unterworfen, sondern der — Strafe und Läuterung auf dem Wandel- und Wandlungsplaneten Erde!

«Die gebott der Götter seindt vnns allein geben. wider das gestyrn (bez. seine dämonischen Ungeistbewohner). Also, dass wir obsygen. vnnd nit vndten ligen (unterliegen). damit vnser vernunft. nit in die straf Gottes khomb. Stehlen vnnd diebische nahrung ist zweyerley. Stehlen kompt auss den planeten. Diebisch nahrung khompt auss eignem willen. Alles das auss eignem willen prycht. das bricht den Freyen willen. Alls die nahrung stehet yn eignem willen. dz khompt auss der wahl d. i. Ander ybel. alls stehlen. mörden. seindt verboten von Gott. Mörden vnnd Kriegen ist zweyerley. Mörden ist under

dem gebott. Krieg ist brechung des freyen willens. / Die Zehen Gebott. dienen allein zu erkennen. dass kheiner soll ynn böser nahrung leben. allein yn gutter.»

Auch in der Philosophia Magna, die in unserem II. Bande wiedergegeben ist, wird an zahllosen Stellen die Willensfreiheit betont. Im Kapitel der Philosophia Sagax de dono impressionis (= Determination) wird ihre Relativität folgendermaßen betont: Über dem freien Willen, von dem der Schluß des vorigen Kapitels berichtet, steht eine Art der Astronomie, welche die Freiheit des Willens bricht und nimmt, so daß der Mensch das tun muß, was die Impressio will und nit, was er selbst will. Da waltet der Zwang, der heisst Praedestinatio, d. h., daß du tun mußt, was ein anderer will. Denn es gibt eine Ordnung in den Dingen und ein Gesetz des Fortschreitens und der Vollendung (Nach dem Gesetz, wonach du angetreten, so mußt du sein. Ihm kannst du nicht entfliehen, wie der paracelsische Nachfahre Goethe in den Orphischen Urworten formulierte). Auch die, welche einen andern Weg wöllen, müssen dahin sie nit wöllen. Diese Gabe zeigt sich dann, wenn es bestimmt ist, daß etwas durch den Menschen vollbracht werde, was er aus eigenem Willen nit täte. Darum gibt es eine Impressio oder Nötigung des Eintretens oder ein Compelle intrare. Petrus wollt nit dahin er prädestiniert ward. Er musst aber dahin, da Impressio wollt. Selbst Christus bat, daß Impressio oder Praedestinatio des Kelches von ihm genommen würde. Doch wegen der divina impressio konnte der Kelch nit von ihm genommen werden. So ist Impressio eine gewaltige Vollzieherin des Lichtes der Natur um ihre Gesetze zu erfüllen. Wenn Impressio nit wäre, so würden die meisten Dinge aus lauter Faulheit nit geschehen. So ist auch Impressio Triebfeder zu Kunst & Wissenschaft, die von der Gewalt der oberen Gestirne ausgeht. Divina Impressio bricht uns den freien Willen. Denn unser Will ist gebunden & gefangen in dem Willen des Höheren. Wohl haben wir den freien Willen in der Wahl der Arbeit. Neben der Divina Impressio gibt es noch eine natürliche, die durch Vererbung bedingte. So schreibt Hohenheim im Kap. Ens Astrorum des Buches Paramirum: Ausser dem Ens Seminis ist nichts an der Bildung (des physischen) Körpers

beteiligt, ohne alles Gestirn. Darum entschlaht euch der Meinung, der ihr so lange gehuldigt habt, indem ihr in den Sternen die Deutung der menschlichen Natur suchtet, worüber wir nur lachen können. Wenn auch die Venus viel älter ist als Helena, so hat es doch schon vor Helena Huren gegeben. Das *Ens Seminis* bestimmt die Prädestinatuz. Denn der Keim trägt in sich selbst seine Entwicklungsfähigkeit. So bedarf das Kind keines Gestirns oder Planeten. Seine Mutter ist sein Planet und Stern. Betrachtet zwei Zwillinge, die einander gleichen! (Die Erblehre hat übersehen, daß Paracelsus bereits als Erster auf die Zwillingforschung aufmerksam machte wie auch die Geschichte der Narkose leider übersah bei ihrer Jahrhundertfeier der Aethernarkose 1946, daß P. wiederum in seinem Traktat *Von den natürlichen Dingen*, Kap. *de sulphure embryonato* die Narkose mit süßem Vitrioläther an Hühnern und Menschen erstmalig beschrieben hat). Weiter schreibt P. im 5. Kap. des *Paramirum* zur Erbdetermination: Das *Ens Seminis* ist von Gott dazu prädestiniert, alle Gestalten, Farben & Formen der Menschen in zahlloser Fülle hervorzubringen. Wenn der jüngste Tag heranbricht, dann wird die Zahl aller Farben, Formen & Sitten der Menschen voll sein. Nachdem nun das gesamte philosophische Lebenswerk Hohenheims in jedermann zugängigen vier Bänden in unserer schweizerischen Zollikofer-Ausgabe vorliegt, kann ich hier auf weitere Stichproben über Determination und Willensfreiheit verzichten, obwohl sie beinahe ver Hundertfältigt werden könnten. Nur eine kurze Analyse und Synthese sei noch angefügt.

Das paracelsische Kapitel über die «Zusammensetzung des Menschen» deckt sich mit dem anthroposophischen über «die menschliche Wesenheit», welche den Physiologen und Biologen immer noch in ihrem atomaren Kernwesen völlig verschlossen ist trotz ungeheuer zahlreicher Einzelfündlein. Ihnen fehlt leider das geistige Band, das alles zusammenhält und von Paracelsus hier teilweise entwirrt ist. Auch die Anthroposophen unterscheiden wie Paracelsus den physischen oder elementischen Leib vom astralen oder gestirnten. Letzterer bilde die Formhülle des eigentlichen Geistichs, das allein unsterblich wieder zum Schöpfer zurückkehre, während der ele-

mentische Körper von den Elementen, der ätherische, welcher den physischen mit dem astralen belebend verbinde und auch der Pflanze zukomme, in der Aetherenergie und der astrale im Gestirn verzehrt werde. Im Schlafe belebe der ätherische Körper den elementischen, während das Geistliche, der Logosfunke vom Urgeist, in der Astralhülle, mit den geistigen Welten in Beziehung treten kann, aus denen es stammt und zu denen es zurückkehren soll. Würde der Aether- oder Lebensleib im Schlaf mitsamt dem Astralleib den Körper verlassen, so müßte der elementische Leib zerfallen, was mit Tod bezeichnet wird, der nur einen Übergang auf eine höhere Bewußtseinsstufe bedeutet und uns durch die Trennung vom schwerfälligen physischen Körper mit allen Erdenresten, die zu tragen peinlich sind, gewaltige Sternengebiete der geistigen Welten eröffnet. Interessant ist hier der *Contrat génial* oder der *Consensus gentium* der indischen Philosophie mit der von Paracelsus und derjenigen der Anthroposophen, die durch «Erweiterung des Bewußtseins» im Sinne der paracelsischen «Erweckung», die auch alle Mystiker kennen, zu neuen Erkenntnissen kommen. Nicht nur glauben, sondern wissen will der promethische Mensch unserer Tage, obwohl Christus zum ungläubigen Thomas sprach: Selig, die nicht sehen und doch glauben. Das Wissen erst auch auf diesen, der Medizin noch unbekannt Gebieten, kann zu einem geschlossenen Weltbild führen. Gerade die Heilwissenschaft fordert eine gute Kenntnis des Menschen, wie es Paracelsus schon für die Psychiatrie und als «Säule» der Medizin im *Paragranum* verlangt hat. Ohne Universalität sind unsere Universitäten nur Zerrbilder des wahren Geistes, die chaotisch selbst zum Chaos führen, wie unsere Zeiten schlagend beweisen. Und doch ist das äußere Chaos nur die Projektion oder Wiederspiegelung des chaotischen Menscheninneren, in dem nach Paracelsus alle Tierdämonen hausen, der Archeusdämon und die *Vulcani* der untersten Triebe, die der Zähmung und Bändigung bedürfen, der «*Transmutation*» im Sinne der Seelen-Alchemisten, wie es in unserem Büchlein über «*Der Stein der Weisen*» dargelegt wurde. Zum Gnothisauton des Apollo-Tempels in Delphi, zur wahren Selbsterkenntnis, bedarf es einer Ausweitung des Bewußtseins durch den

tragenden Gedanken aller Religionen, den auch Prof. C. G. Jung vertritt, von der wirklichen Existenz der Seele, die Paracelsus als niedere Leibseele von der höheren Geistseele unterscheidet, die als Ganzes viel umfassender, mächtiger und weiser ist als der rechnende Verstand. Seel-Sorge ist deshalb ein Hauptanliegen von Paracelsus und auch von Jung. Von hier aus läßt sich das ganze enzyklopädische Wissen von Paracelsus (und von Jung) mitsamt ihrem Schaffen überblicken und würdigen. Der Seel-Sorge voran geht das Studium der Seele. «Nervenzusammenbruch ist Zusammenbruch der Seele, die ihren Sinn im Un-Sinn suchte und fand und zurückgeführt werden muß zum Ursinn des Urgeistes.» Die Seele ist unendlich tiefgründiger und geheimnisvoller als unser waches, der Außenwelt zugekehrtes Ich. In den Schlünden und Abgründen der Seele hausen die Dämonien und Vulcani, aber auch die ordnenden Schöpferkräfte des paracelsischen Archeus als Chymista, der um die heilende Macht der Wahrheit und um das Göttliche vom Geist weiß sowie um den Zauber der Liebe, den Paracelsus nie müde wird zu verkünden im Sinne seines Meisters Christus.

Naturwissen allein, Positivismus, hat die Menschheit vom Geistigen und Geiste weggeführt zum monistischen Materialismus, dessen letzte Stütze der Determinismus der Erblehre darstellt. Auch hierin ist Paracelsus ein sicherer Wegweiser. Keiner vor ihm — vielleicht mit Ausnahme von Augustinus — hat die Determinatz oder Determination des Menschen stärker betont bei gleichzeitiger Anerkennung der Willensfreiheit. Keiner vor ihm hat jedoch so scharf unterschieden, daß die Determination nur das Elementische und Astraldämonischtriebhaftige betreffe wie Paracelsus. Dem Determinismus liegt die Annahme einer strengen Kausalität zu Grunde, die jedoch nur im Bereich der Objekte, nicht aber der Subjekte oder im Bereich des Geistes Gültigkeit hat. Schon im II. Band wurde Sudhoff widerlegt durch Paracelsus selbst, der ausdrücklich betont, daß für die Naturwissenschaften die «Theorik» lange nach der Praktik komme, aber im Reiche des Geistes vorangestellt werden müsse im Sinne der Intuition, Meditation, Versenkung oder Ekstase usw. Hierin gerade sehen wir den gewaltigen Fortschritt,

den Paracelsus in der Analyse der Zusammensetzung des menschlichen Wesens in die Zweiheit von Elementisch und Astral gelungen ist, weil eben die Determination nur die unteren Wesensglieder des Compositum Mensch betrifft, nicht aber die oberen geistigen. Daraus resultiert der einzig richtige Standpunkt in diesen schwierigen Fragen, bei denen größte Geister den Ausweg nicht fanden oder scheiterten, nämlich: der komplementäre Charakter der Begriffe Freiheit und Determinismus. Beides sind abstrahierte philosophische Begriffe, denen aber auch Realexistenz zukommt: die Determination hat bis jetzt niemand klarer bewiesen als Prof. Vogt mit seinen klinischen Augenstudien an eineiigen Zwillingen, die aber nur das Substrat des elementischen und Lebensleibes betreffen. Es gibt jedoch kein deterministisches Denken ohne Denken, also ohne Wesensglied des Geistes, der unabhängig vom Raum, Zeit und Kausalität, sich in Freiheit nicht nur die Aesthetik schafft, sondern auch die Ethik. Keine ethische Handlung ohne Annahme berechenbarer Wirkungen, ohne Determinismus relativer Art. Diese Komplementarität ist begründet in der — Doppelstruktur der Erscheinung Mensch, wie sie erstmalig Paracelsus im 3. Kapitel der Sagax und in unserem II. Band an verschiedenen Stellen in fast ermüdenden Wiederholungen predigt. Diese Doppelstruktur des Phänotypus Mensch gehört einerseits der Welt der phänomenalen Existenz, anderseits der moralischen Welt der Wertung an. Die Anerkennung der Doppelstruktur mit immanenter Komplementarität ist die Grundlage der Lösung des Problems von Determination und Willensfreiheit. Erstmals hat Paracelsus klar formuliert, daß der Mensch als elementisch-astrales Wesen den Naturgesetzen der räumlich-physikalischen Welt unterworfen ist als Objekt, daß er aber als geistiges Subjekt auch frei ist in seinen Entschlüssen. Was den Menschen als Subjekt von Gott als absolutem Sein unterscheidet, ist eben das Bezugssystem von Objekt-Subjekt, wodurch er als Subjekt nicht ein absolutes Wesen wie Gott darstellt, sondern ein bedingtes und begrenztes, weshalb auch seine Freiheit eine relative, bedingtbegrenzte sein muß. Der dualistische und komplementäre Charakter der Erscheinung Mensch, wie ihn Paracelsus auseinandersetzt, muß

für die Lösung des wichtigen Problemkreises Freiheit-Verantwortung-Determinismus als entscheidend anerkannt werden, wie aus dem Gespräch zwischen den Fakultäten in Zürich hervorging. Eine Grundlage zur richtigen Lösung ist im vorliegenden paracelsischen Kapitel enthalten. Gleichzeitig ist zu betonen, daß alle Erbgesetze, welche die Determination des physischen und sinnlichen Menschen begründen, keine Axiome darstellen, weil der Phänotypus Mensch die komplexe Zahl aus determiniertem Genotypus plus Umweltfaktoren darstellt.

Aus zahllosen, hier nicht zitierten paracelsischen Werken geht eindeutig hervor, daß die Determination oder Prädestinanz, «gesetzt durch das *Ens Seminis*», nur den elementisch-physischen Leib und das *Corpus Sydereum*, d. h. den Astralleib mit der Triebseelenseele betrifft, nicht aber die «Bildtnus», d. h. das Ebenbild des Schöpfers im Geist selbst, das die Mystiker auch «den inneren göttlichen Kern, die Seelenspitze, die siebente Burg» (*Theresia von Avila*), das Geistselbst nennen. Im Oktober/November-Heft der «Schweizer Rundschau» hat Prof. Dr. Gebhard Frei in einem ausgezeichneten Artikel über «Psychologie, Parapsychologie und Weltanschauung» folgendes über die erstmalig von Paracelsus immer und immer wieder betonte «Dreifaltigkeit» der menschlichen Wesenheit geschrieben, die, wie ich in der Einleitung zum III. Band der schweiz. P.-Edition dargelegt habe, identisch ist mit der des Veda und und der Upanishads und der indischen Philosophie überhaupt:

«In den Augen eines Anhängers der (nur) physiologischen Psychologie (die heute, nach Assimilation von Prof. Jungs Erkenntnissen, absurd erscheint) mag es als Obskurantismus und Verrat an der Wissenschaft erscheinen, wenn man behauptet, daß im Ringen um eine Gesamtschau der menschlichen Psyche auch die Lehre Indiens, Tibets usw. nicht ganz aus dem Rahmen der Betrachtung ausgeschaltet werden darf. Diese Auffassung würde den physischen Körper nur als grobe Schale betrachten, die der innere, der ätherische und astrale Leib sich schafft, und dieser feinstoffliche Leib wäre bedingt durch immer geistähnlichere Prinzipien, die schließlich im *Buddhi-Geist* und *Atman* ihren innersten Kern hätten. Millionen westlicher Menschen, die von östlicher Weisheit berührt sind, worunter

auch naturwissenschaftlich hochgebildete Menschen, sind heute der Überzeugung, daß hier *unvergängliche Wahrheitskörner stecken und daß zwischen dem pneumatischen, substanzialen Kern des Selbst und der groben Somaschale die psychische Mittelschicht liegt mit ihrer Zone des Feinstofflichen* (aetherischen der Luftgeister). *Es müßte wirklich alles trügen, wenn nicht gerade hier das Gebiet der ernsthaften zukünftigen Auseinandersetzung auf dem Gebiete der Psychologie liegt*, eingebaut in die große geistige und kulturelle Auseinandersetzung zwischen Ost und West. Wer mit einem Lächeln und Achselzucken diese Welt abtut, beweist wohl nur, daß er definitiv *zur Welt von gestern* gehört. Der Christ hat diese Auseinandersetzung in keiner Weise zu befürchten. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß heute in Kreisen gebildeter Laien mit einer ungeheuren Intensität und oft mit blutendem Herzen um eine neue Synthese gerade dieser Forschungsgebiete mit der christlichen Wahrheit gerungen wird. Eranos in Ascona ist nur ein kleiner Sektor innerhalb dieses Ringens. Alles deutet darauf hin, daß wir an einer Zeitenwende stehen (der soeben erschienene Zukunftsroman des Hellsheers Franz Werfel: *Der Stern der Ungeborenen* beweist es). Dann aber wird *die angedeutete Synthese die Aufgabe der Zukunft sein*. Soweit Prof. G. Frei, den wir als einen der aufgeschlossensten katholischen Theologieprofessoren kennen, dem auch die asiatischen Religionssysteme keine Bücher mit verschlossenen Siegeln sind. (Die Klammersätze in seinen Zitaten sind von uns eingesetzt.) Hier möchte ich den verehrten Herrn Prof. Dr. G. Frei doch fragen: Müssen wir wirklich nur zur indischen Philosophie und zur Theologie der Ostvölker greifen, um zur Synthese der wirklichen, zukünftigen Psychologie zu kommen? Hat uns das *Paracelsus, der große Unbekannte*, nicht in tausend und abertausend Variationen auch gelehrt, ja gepredigt, obwohl er deswegen als Narr, Vappa, Windbeutel, Waldesel von Einsiedeln usw. usw. gescholten wurde? Immer und immer wieder betont Paracelsus die Realexistenz des *Corpus Sydereum* oder des *gestirnten Leibes*, der nur vom Gestirn verzehrt werden könne wie der elementische in der Erden. Nur das Geistselbst als Ebenbild des Schöpfers gehe, gereinigt im Athanar der Erden,

zum Schöpfer oder — ungereinigt als Ungeist zum Widersacher. Omne perfectum a Deo et ad Deum, omne imperfectum a diabolo et ad diabolum. Ich kenne keinen Philosophen des Abendlandes, der mit größerer Sicherheit diese Dreifaltigkeit der menschlichen Wesenheit oder der «menschlichen Komposition», wie es P. in der Sagax nennt, gelehrt hätte. Erst die «Anthroposophen» lehren sie heute wieder und bemühen sich mit Recht diese paracelsische Lehre durch übende Schauung zur Geisteswissenschaft zu erheben, was Hohenheim vierhundert Jahre zuvor in seiner Philosophia Magna alles auch beschrieben und empfohlen hat. Kann diese Dreifaltigkeit der menschlichen Wesenheit durch Schauung entfaltet werden, so daß die innere Schauung ein Wissen mit Gewißheit verleiht, wie dies bei Paracelsus der Fall war, so hat man auf einmal — wie Faust — den magischen Schlüssel in der Hand, der uns den Weg zu vielen Müttern weist, die uns die «Heimlichkeiten» enthüllen und den Vorhang zur mystischen Jakobsleiter der Rosenkreuzer zurückschlagen und die Treppenstufen freigeben zum Aufstieg auf die astrale Hochebene, auf die uns Hohenheim in seinen Werken, die leider nur immer wenigen zugänglich waren, als sicherer Führer hinaufgeleitet, nicht als Ingenium teutonicum solum, sed universale, das der ganzen Menschheit leuchten soll. Von dieser Warte aus lösen sich, wie in einem Leibnizkalkül, mit spielender Leichtigkeit die Determinanten auch der Prädestination und der Willensfreiheit, wie oben dargetan ist.

Dr. J. Strebel.

ZUR ECHTHEITSFRAGE
DER PARACELSISCHEN GEHEIMPHILO-
SOPHIE (PH. OCCULTA) UND DER
PHILOSOPHIA AD ATHENIENSES

Zur *Philosophia occulta* Hohenheims schreibt Prof. K. Sudhoff XIV, p. XII, folgendes: Unter der Spitzmarke SPURIA Paracelsi fasse ich am Schlusse des 14. Bandes Schriften zusammen, die unter Hohenheims Namen um die Mitte der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in die Welt gegangen sind, meist jubelnd willkommen geheißen, wenn auch z. T. schon sofort mit starken Zweifeln aufgenommen. Sie sind schon äußerlich sämtlich schlecht dokumentiert. Natürlich hat keine derselben meinem Vorgänger Johannes Huser in der Originalhandschrift vorgelegen, wenn auch bei einigen der erste Herausgeber sich auf eine Handschrift Hohenheims selbst stützen zu können behauptete. Bei einigen hat auch Huser ihre Echtheit angezweifelt. Eine größere Anzahl konnte er nach Abschriften aus dem großen schlesischen Paracelsistenkreise, einen Teil von der Hand seines Meisters Johannes Montanus aus Striegau, damals in Hirschberg ansäßig, in ihrer Textüberlieferung nachprüfen. Ich selbst (Sudhoff) halte alles hier zusammengestellte für sicher unecht.

Interessant ist, daß gerade die unechten Schriften in Fremdsprachen speziell ins Englische übertragen wurden. So bietet ein Codex des Brit. Museums (Sloane 3822) alle sieben Bücher der pseudoparacelsischen *Archidoxis Magica*. Weil nun die Veröffentlichung der *Philosophia occulta* in den Archidoxenkonkern mit hineingezogen wurde, glaubt sie Sudhoff als unecht ablehnen zu müssen, obwohl sich Huser bei ihrer Veröffentlichung auf eine Montanus-Handschrift stützt. Auch sie hat Toxites zuerst ans Licht gebracht, gleich im Anhang zu seiner ersten Archidoxenausgabe selbst, Straßburg bei Rihel 1570. Sudhoff spricht sich über die okkulte Philosophie verächtlich aus, in dem er p. XXIX schreibt: Wie lange das Interesse an diesem okkultistischen Kram anhielt, beweist ein

Nachdruck des Büchleins in zierlichem Format vom Jahre 1686 nach dem Erstdruck von 1570 hergestellt. Die handschriftliche Überlieferung ist auch hier auf Bruchstücke beschränkt in München, Görlitz, Kassel und Breslau, deren Benützung für die Textverbesserung auch bei einer echten Schrift sich kaum lohnen würde. Sudhoff, dem jedes Organ für Okkultistik, Magie und Mystik abging, beschränkte sich deshalb auf die Heranziehung der Texte des Toxites und Wimpinäus zur Kontrolle des Husertextes.

Sudhoff lehnt also wegen völliger Unechtheit der Geheimphilosophie zusammenfassende textkritische Studien ab. Daß Sudhoff hierin ganz und gar irrt, wenn er mehrfach die Unechtheit der Occulta betont, ist leicht nachzuweisen, nicht nur textkritisch, sondern auch stilkritisch. Die Beweise für die Echtheit der Geheimphilosophie Hohenheims seien kurz zusammengefaßt.

Im V. Traktat der Philosophie des Theophrastus, betitelt «Von dem Schlaf und Wachen der Leiber und Geister» schreibt Hohenheim über die Kraft des Glaubens und die Macht der Imagination im Schlaf und Traum, wobei er auf verwandte Stellen «in dem Buche über die geheime Philosophie» hinweist. Sudhoff scheint diesbezüglich seine eigene Übertragung in Bd. XIII, S. 357 entgangen zu sein, wo sub IX, 412 Paracelsus schreibt: wie wir auch in libro de occulta philosophia beschrieben haben. Die Huserausgabe bringt diesen Hinweis in T. IX, p. 412: Wie wir auch in libro de Occulta Philosophia beschrieben haben und ein Leser machte dazu die Randbemerkung p. 339, wo tatsächlich die nämliche Traumerscheinung als Zeugnis der Imaginationskraft beschrieben wird. Sofort erhebt sich die Frage nach der Echtheit der «Philosophiae Theophrasti Fünff andere Tractat», die ich kurzerhand im Gegensatz zur eingebürgerten Philosophia Magna als Philosophia Parva zu bezeichnen vorschlage.

Sudhoff bringt diese fünf Traktate im 13. Bande und schreibt dazu: den größten Teil im 13. Bande nehmen Schriften zur Meteorologie und Philosophie ein, an deren Echtheit nicht im mindesten zu zweifeln ist. Während allerdings den naturwissenschaftlichen Schriften Huser die Originalnieder-

schriften des Paracelsus als Vorlage dienten, stammen die Traktate der Kleinen Philosophie ex Manuscripto alterius laut Catalogus von Huser selbst. Höchst interessant, weil weder von Huser noch von Sudhoff noch von andern Paracelsisten bemerkt, hat sich mir die Tatsache gezeigt, daß das echt paracelsische Kapitel De Mumia sich in die Philosophia Parva verschlossen hat, während wir von Paracelsi eigener Hand ein Inhaltsverzeichnis der Philosophia Magna besitzen, wo von Paracelsi Hand das Kapitel 14 De Mumia handeln sollte und von Huser als verschollen bezeichnet wird: desideratur totus (T. IX, p. 328, vergleiche dazu Paracelsi eigenes Inhaltsverzeichnis). Damit ist auch das Rätsel gelöst, das Sudhoff ermöglichte mit Finderglück einmal auf der Handschriftensuche De Mumia aufzustöbern in Leiden und Heidelberg. Denn beide Fragmente, das in der Philosophia Magna und Parva, sind identisch. Nun stammt die Magna von Paracelsi eigener Hand, also ist damit ein weiterer Echtheitsbeweis für die Parva und für die Occulta geleistet.

Stilkritisch und inhaltlich überlasse ich die Führung des weiteren Echtheitsbeweises den Lesern selbst, die ohne weiteres in der Philosophia Magna, Parva und Occulta den echten Paracelsus herausfinden, nicht nur in der Gleichheit der Themata, sondern auch im Stil und Inhalt.

Ganz anders muß die Echtheitsfrage in bezug auf die «Philosophia ad Athenienses» beantwortet werden, die früher unbesehen für echt genommen wurde. Ihr geht jede auch äußere Dokumentierung der Echtheit ab. Sie ist nichts als ein Auszug und ein Kompendium aus der Kosmologie der Philosophia Sagax, verfaßt von einem Arztchemiker, wahrscheinlich der schlesischen Paracelsisten. Darin wird von den «Paras des Fürsten Theophrasti» geredet, findet sich eine von Paracelsus abweichende Terminologie, eine ungewöhnliche Fassung der Prädestination und eine religiöse Einstellung, die der Hohenheims völlig fremd ist und ihm als Nichtverfasser Schmähungen wegen «unerhörter Gotteslesterungen» eintrugen. Dieses Machwerk, auch als «Teutsche Philosophie» bezeichnet, ist unecht durch und durch und wird hier und im Faksimile eines Byrckmannschen Frühdruckes, der unkritisch medizinische para-

celsische Arbeiten damit zusammenstopfelte, nur nebenbei erwähnt.

Eine ausführliche Arbeit mit vollgiltigen Beweisen für die Echtheit der Geheimphilosophie wird im V. Band der Nova Acta Paracelsica mit Widerlegung der Sudhoffschen Anschauungen erfolgen. Hier verweise ich zur Echtheitsdokumentierung nur noch kurz auf die reziproken Hinweise des Autors der Occulta auf die echte paracelsische Arbeit über die Persicaria und die der Philosophia Magna, deren Autorschaft nie bezweifelt wurde. Auch im Kapitel über die Besessenheit verweist der Autor der Occulta auf die früher darüber geschriebenen Abschnitte der Ph. Magna. Auch gibt sich der Autor der Occulta als Begründer der Homöopathie klar zu erkennen im Abschnitt über den Mißbrauch der Magie. In der Occulta ist Magie gleich Wissen und Weisheit um verborgene Dinge, um die Geisterwelt und ihre Influenzen, wovon die Zauberei als Mißbrauch der Magie als Vollenderin der Künste in echt paracelsischem Sinn unterschieden wird: Allein der Glaube ist der wahre Grund der Magie, der — echt paracelsisch — sogar vielen Theologen abgesprochen wird. Denn sein Glaube war Wissen und Erfahrung im Reiche der Geisterwelt. Vollendet paracelsisch sind die Ausfälle gegen die Hohen Schulen, wo man Magie mit nichten lernt: Derhalben volget auss dem / das der Medicus nicht alles / das er können vnd wissen soll / auff den hohen Schulen lehrnet vnd erfahret: Sonder er muss auch zu zeiten zu alten Weibern / Zigeinern / Schwartzkünstlern / Landtfahrern / alten Bawrsleuthen /vnd dergleichen mehr vnachtsamen (d. h. nicht gross in Geltung stehenden) Leuthen in die Schul gehen / vnnnd von ihnen lehren: Dann diese haben mehr Wissen von solchen dingen / dann alle hohen Schulen. / Prof. Sudhoff und alle Paracelsusbiographen werden nicht müde, die fast gleichlautende Stelle der zu Lebzeiten Paracelsi gedruckten Wundarznei biographisch auszuwerten (S. X, 19). Die Kongruenzen und Identitäten sind derartig in die Augen springend, daß man sich verwundern muß, daß Sudhoff die Occulta als unecht hinzustellen wagte. In der Einleitung zur Occulta zitiert Hohenheim die Werke von Agrippa von Nettesheim, Petrus von Abano und Trithemius. Letzteren

erklärt er wiederum in der Wundarznei (S. X, 353) als seinen Lehrer (von Spanheim). In der Einleitung zur Occulta erklärt Paracelsus als wirklicher Autor dieses Dreigestirn der Geheimwissenschaften als Ignoranten ihm gegenüber, was auch wieder echt paracelsisch anmutet. Immerhin muß der Kenner ihrer Schriften Paracelsus Recht geben. Ich habe z. B. die Geheimphilosophie Agrippas von Nettesheim durchstudiert und bin wie P. zum Resultat gekommen, daß Agrippa wohl ein Polyhistor, aber kein Mysteriarcha oder eingeweihter Beherrscher von Mysteriengeheimnissen gewesen ist. Charlataneriehaft gab er sich dafür aus, wie er auch in Fryburg als Arzt bez. Alchemist praktiziert hat ohne rite doktoriert zu haben wie Paracelsus. Ihn deswegen gleich als Erzcharlatan und Hochstapler zu bezeichnen, wie dies sein Herausgeber in der Mauthnerschen Philosophenbibliothek getan, ist zu extrem. Wohl ist Agrippa, auch als gelehrter Kompilator seiner «Geheimphilosophie», nur eine fahle paracelsische Randfigur, der das Leuchten mystischer Eigenerlebnisse abgeht, das in allen Fetzen und Fragmenten paracelsischer Handschriften magisch aufleuchtet, vor allem im Büchlein über die Elementargeister. Trotzdem schwingt in Agrippas Schriften gelegentlich ein faustisch-mystischer Zug, wenn er z. B. schreibt: In uns selbst wohne der wahre Wunderwirker und die wahre Weltweisheit bestehe darin, daß man durch unmittelbare Berührung in Gott verwandelt und mit ihm vereinigt sei. Vergottet werde man nur, wenn man bei lebendigem Leibe absterbe. Dieser teure Tod — ohne Feuer keine Transmutation, sagt der Alchemist, ohne Kreuz keine Krone, der Christ — sei aber nur den liebsten Kindern des Himmels bestimmt. Er selbst sei immer in den Wirbeln der Materie befangen gewesen, ein sinnlicher Mensch, dem Weibe, dem Fleische, der Welt und den vielen häuslichen Sorgen ergeben. Typisch auch für die paracelsische Lehre der Aszendenten ist Agrippas Ausspruch: Was Gott durch die Engel administrieren läßt, das tut er durch das — Gestirn! Die Geister können durch gewisse Bande der unteren Dinge, womit sie verwandt sind, gebunden, beschworen und ausgetrieben werden. Wie Paracelsus stellt er die göttliche Seele über die vernünftige. Wann diese von Gott ausgeht, wird sie

mit lüftigem Leib umkleidet und in den elementischen Leib inkarniert. Hier haben wir die Berührungspunkte mit der neuplatonischen Geheimphilosophie des Abtes Trithemius, mit dem Agrippa Colocqua pflegte und Briefe austauschte, von denen einer in seiner Geheimphilosophie abgedruckt ist. Unverständlich nicht nur für Paracelsus, sondern für alle Kenner ist auch heute noch die Tatsache, daß Agrippa sein magisches Werk über okkulte Philosophie in einem fast gleichzeitig gedruckten Werk «Bekennnisbuch» der Lächerlichkeit preisgibt, der beste Beweis, daß Agrippa weder Paracelsus noch Voltaire war, sondern nur eine kompilatorische schillernde Dilettantenfigur, die Paracelsus denn auch in der Vorrede seiner Geheimphilosophie mit Recht ablehnen mußte. Weil ihn Paracelsus ausdrücklich erwähnt und Agrippa als zeitlicher Konkurrent Paracelsi betreffend Geheimphilosophie erwähnt werden muß, reproduzierten wir auch das seltene Originalblatt mit dem Profilbild des Polyhistor Henricus Cornelius, zubenannt Agrippa von Nettesheim, das mit Absicht des Autors keine Jahrzahl aufweist, in Band II, S. 379 der Zollikoferausgabe.

Entgegen Sudhoff mußten wir die paracelsische Geheimphilosophie als urecht anerkennen. Ganz anders muß die Echtheitsfrage in bezug auf die «Philosophia ad Athenienses» beantwortet werden, die Sudhoff mit Recht unter die Spuria einreihet, H. Kayser heute noch als echt bezeichnet. Ihr fehlt die Dokumentierung der Echtheit in jeder Beziehung. Sie ist nur ein Auszug und ein Kompendium aus der Philosophia Sagax, verfaßt von einem Arztchemiker, wahrscheinlich einem schlesischen Paracelsisten. Darin wird von den «Paras des Fürsten Theophrasti» geredet, findet sich eine von Paracelsus abweichende Terminologie, eine ungewöhnliche Fassung der Prädestination und eine religiöse Einstellung, die der Hohenheims fremd ist und ihm als Nichtverfasser Schmähen wegen «unerhörter Gotteslästerungen» eintrugen. Dieses Machwerk, auch als «Teutsche Philosophey» bezeichnet, ist unecht durch und durch und soll hier nur im Faksimile eines seltenen Byrckmannschen Frühdruckes, der unkritisch medizinische Arbeiten damit zusammenstoppelte, nur nebenbei zum Abschluß erwähnt werden. Paracelsisten sollten zukünftig nicht mehr

auf die schiefe Ebene der «Philosophia ad Athenienses» geraten oder Interpolationen seiner Schriften z. B. De Vita longa kommentieren. Was aber noch in fragmentarischen Fetzen als urchtes paracelsisches Gedankengut magisch aufleuchtet und glänzt wie die Occulta, laßt uns studieren. Sie leitet uns hinüber zum Hauptstück des dritten Bandes, zur Philosophia Sagax, zu deren Studium wir die rein kompilatorische «Philosophia ad Athenienses» mit ihren eigenmächtigen Zusätzen nicht notwendig haben, da die Sagax selbst eine Summa der Anthropologie, Kosmologie und Metakosmologie darstellt, in der sowohl die erdverwurzelten chthonisch-antäischen Paracelsuskräfte wie die astralen Gestirnmächte zu einer großen Symphonie zusammenklingen.

Dr. J. Strebel.

AZOTH

Von einem soeben (1946) erschienenen Buch von Rudolf Kaßner schreibt ein Kritiker: «In diesem neuesten, in höchstem Maße beziehungsreichen Buche versucht der Autor, da wir am Ende der Zeiten angelangt zu sein scheinen, den Dingen einen neuen Sinn, eine neue Leuchtkraft zu geben und damit über der zertrümmerten Welt einen neuen Himmel zu spannen». Was versteht Kaßner selbst unter «Himmel»? Kaßner erklärt es p. 19: «Was ich hier Einbildungskraft oder Imagination nenne und immer genannt habe, das nennen die Chinesen den Himmel. Ich bin überaus glücklich, diese Übereinstimmung oder Entsprechung gefunden zu haben». Kaßner hätte wahrlich nicht so weit zu wandern gebraucht, um diese Korrespondenz oder Entsprechung der Mystiker und Adepten zu finden. Paracelsus beschreibt den «Himmel der Imagination» im Fragment über Macht und Kraft der Imagination (II. Bd., 100/108)¹. U. a. schreibt er p. 101, l. c.: Was ist Imaginatio anders denn eine Sonne im Menschen, die auf ihren Globus wirkt. Sonnenhaft strahlt die Imagination vom Menschen aus. Wie die Sonne körperliche Werke vollbringt, so auch die Vorstellungskraft. So ist der ganze Himmel (aber auch die Hölle) nichts als Imagination (die nach dem Tode transfiguriert wird). Gleichsinnig schreiben die Romantiker vom «Himmel des Gemütes» oder predigt Christus: Regnum Dei (und seines Widersachers) intra vos est. Implicite ist damit die Projektionsmöglichkeit im Sinne von C. J. Jung gegeben. Jedoch schließen beide, Imagination und Projektionsmöglichkeit, die Realexistenz dieser geistigen Welten nicht aus, indem sie sie in der Menschenbrust ein- und verschließen. Im Gegenteil: sie setzen die Realexistenz voraus genau wie der subjektive Gottesbegriff die Entsprechung der objektiven Realexistenz darstellt.

Nichts anderes als ein solches Entsprechungswort in zweifachem Sinne ist das Wort AZOTH. Es ist zusammengesetzt aus dem Anfangs- und Endbuchstaben unseres Alphabets:

¹ Zollikofer-Ausgabe.

AZ. Daran schließt sich der Endbuchstabe des griechischen Alphabets, das Omega, wozu noch der Schlußbuchstabe des hebräischen Thau kommt. Wohl gibt es noch ein griechisches Wort, das gleichlautet: Azot, womit der Fortsetzer der paracelsischen Chemie, Lavoisier, den Stickstoff bezeichnete. Jedoch setzt sich dieses Wort zusammen aus dem Alpha privativum und Zoon = Leben, bedeutet also lebenerstickendes Agens oder Stickstoff. Das paracelsische AZOTH ist also schon ethymologisch mit dem Azot Lavoisiers nicht verwandt. Sinngemäß bedeutet es: Ich bin der Anfang und das Ende, ich bin das Alpha und Omega, womit der Ev. Johannes seinen Meister Christus, der Eins ist mit seinem Abba – Vater, identifiziert oder symbolisiert. Azoth wäre also auf der höheren geistigen Ebene der Alchymisten und Adepten gar nichts anderes als eine Anrufung Gottes, identisch mit Jahwe, dem Unaussprechlichen, Nicht zu Benennenden. Auch Jahwe ist zusammengesetzt aus den Anfangsbuchstaben eines hebräischen Satzes, der ungefähr den Sinn hat: Ich bin das Urlicht. Analog müßte man deutsch aussprechen: Ibur. Noch vor kurzem hat ein Oberrabbiner eine Schrift herausgegeben, die Gott nie voll ausschreibt, sondern aus Ehrfurcht vor dem Urgeist nur schreibt: G'tt. In diesem Sinne hat Augustinus im 3. Kapitel des 6. Buches seiner Bekenntnisse geschrieben: «Du aber, Erhabenster und Nächster, Verborgenster und Gegenwärtigster, der Du keine Glieder, weder größere noch kleinere hast, sondern der Du überall ganz und unbegrenzt bist, Du bist freilich nicht jene Körperform, die ich mir einbildete. Dennoch schufst Du den Menschen nach Deinem Bilde, der aber vom Raume begrenzt ist vom Kopf bis zu den Füßen.» Um dieses Inkommensurable, das wir nur ahnen, nicht verstehen können, weil wir raumzeitlich gefangen sind, auszudrücken in einer Entsprechung von Anfang und Ende, haben die Geistadepten den Namen Azoth geschaffen.

In der schon von Byrckmann in Köln erstmalig 1567 edierten *Philosophia Magna Hohenheims* (s. unsern II. Bd. 276) schreibt Paracelsus im Kap. «Über Wortsymbole» die auch für Azoth bezeichnenden Sätze: «Die Geister und himmlischen Kräfte können uns nit anders helfen als durch die Namen und Wörter. Haben wir sie, so besitzen wir den Garten ihrer

Arznei. Magier waren die Ärzte, denen diese Heimlichkeiten offenbart wurden. Wahr ist, daß ein Name, der ein Charakter oder Wortsymbol ist wie Jesus Christus, die Gewalt hat, das zu verwirklichen, was dieser Geist vermag. So ihr aber die Dinge in des Teufels Namen, nicht dem des Höchsten, annehmen wollt in Aberglauben, so werdet ihr darnach euren verdienten Lohn ernten. Wir sehen die Wahrheit der himmlischen Kräfte in gewissen Namen (wie Azoth), Wörtern usw. Darin liegt nichts Abgöttisches.» Wer Symbole in Wörtern und Bildern bloß als Zeichen und Begriffe betrachtet analog den mathematischen, die wohl eine exakte Vorstellung gewähren, aber durch sich selbst nichts bewirken, der denkt rational, nicht magisch wie Paracelsus. Magie kann man von diesem Gesichtspunkt aus auch als Kunst definieren, Symbole wirksam in den realen Zusammenhang der Dinge zu weben. Die Kirche gestaltet Symbole zu Machtmitteln, die magischer Spiritualismus zu Kraftfeldern gestaltet. Symbole können als werbende und wirkende Kräfte zu riesigen Machtmitteln werden wie das Hakenkreuz, oft auch Hilfsmittel einer verfeinerten Psychologie, der ein Tiefenwissen um alle bestehenden Zusammenhänge zukommt. Wer die magischen Symbole verschmäh, gleicht einem Menschen, der den Gebrauch der Logarithmentafel für überflüssig hält. Der Kern aller Magie besteht in der zur Kunst gesteigerten Verwertung der Symbole zu realen Wirkungen. In diesem Sinn prangt das Wort Azoth auf dem Schwertknauf Paracelsi, wie das INRI an der Spitze des Erlöserkreuzes steht. INRI = Jesus Nazarenus Rex Judaeorum wurde von den Alchymisten auch übersetzt mit: *Integrat Natura Restaurando Igne* oder *Integrando Natura Restaurat Igne*. Analog wurde Jahwe mit Azoth integriert. Gott ist aber ohne Anfang und Ende und kann von keiner Lehre eingefangen werden, sondern bleibt Geheimnis. Deswegen ist die Bezeichnung Azoth nur ein Wortsymbol für Paracelsus und seine Adepten, nur ein sog. Charakter, worüber er uns in der *Philosophia Magna* ein eigenes Kurzkapitel *De Characteribus* hinterlassen hat. Weil Azoth nur ein Symbol oder Entsprechung sein kann, genau wie die johanneische Definition: Ich bin das Alpha und das Omega, sind beide Definitionen als solche paradox,

nicht aber als Symbole. Denn Gott läßt sich nicht eigentlich definieren, jedoch symbolhaft kenntlich machen. Mit Recht sagt der protestantische Theologe Emil Brunner in seiner Dogmatik I: «Diejenige Lehre, die Gottes Geheimnis am größten macht, wird der Wahrheit am nächsten sein» und «je besser wir Gott erkennen oder zu erkennen vermeinen, desto mehr werden wir sein Geheimnis als unaufhebbares Geheimnis erkennen und anerkennen» oder «Auch der offenbarte Gott bleibt ein verborgener Gott und will als der unergründlich verborgene verehrt sein . . . Das Geheimnis Gottes steht am Anfang und am Ende der Offenbarung:» Azoth leuchtet hier auf, nicht nur am Schwertknauf des adeligen Hohenheimers und im schönen Paracelsuspiel des Zürcher Dichters Max Geilinger.

Studien über Azoth habe ich bis jetzt nirgends finden können als einige wertvolle Angaben in Dr. Carl ABERLE's verdienstvollen Arbeiten über Grabdenkmal, Schädel und Abbildungen des Theophrastus Paracelsus (Mitt. d. Ges. f. Salzburger Landeskunde, 1887, 1888 und 1891, denen ich im folgenden einige Daten entnehme unter Richtigstellung verschiedener Ungenauigkeiten.

Weder Hirschvogels Originalstich vom J. 1540 und dessen Kopie 1552 noch das Ölbild in der Nürnberger Stadtbibliothek zeigen den Namen Azoth oder ein chemisches Zeichen. Dieser Name erscheint bildlich zuerst auf dem Schwertknauf unseres Rosenkreuzerbildnisses der Byrckmannischen Druckerei zu Köln 1567 als Titelblatt zu *Astronomica et Astrologica*, welche das in unserem II. Bande übersetzte Buch über die Weissagekunst auszugsweise (*Ex Libr. Artis Praesagae*) enthält, ferner die *Impressiones Meteorologicae*, die *Scientia Astronomica*, *Prognosticationes et Practica*. Dieser von mir in einer eigenen Arbeit (Paracelsus und die Rosenkreuzer) erstmalig als von den Kölner Rosenkreuzern inspirierter Holzschnitt beschrieben, ist dem *Carmen in Theo. Paracelsi Icona*, verfaßt von Philaltes Frater Rosae Crucis Col., der identisch sein dürfte mit Balthasar Flöter, Mitherausgeber des Kölner Paracelsistenarztes Dr. med. Theodor Byrckmann, Miterben der väterlichen Druckerei in Köln, vorangesetzt. Das sog. Rosenkreuzerbildnis

Paracelsi, geschnitten für die Byrckmann-Offizin in Köln von Franz, nicht Abraham *Hoogenbergh*, ist im meinem II. P.-Band p. 60 reproduziert. Auf der Rückseite des Holzschnittes von 1567 steht die erste Seite des Carmen in Theo. Paracelsi Icona, nimmt also Bezug auf das Bildnis und auch auf das Wort Azoth des Schwertknaufes:

Corpore talis erat Theophrastus, is alter Apollo

Haud feret Apelles, pectore qualis erat.

Ipse Leporam, Phthisin, Podagram, Hydropem abstulit ipse

Ceu Hermes Divum fundere *Azoth*.

Doctor Doctorum Doctissimus, arte medendi

Qualibet ac Sophia, quam Philotechne colis.

Hier stoßen wir plötzlich auf den *Unterbegriff von Azoth*. Wie Paracelsus mit Recht als Hellseher immer zwei Leiber unterscheidet, den physisch-elementischen mit den leiblichen Augen und den gestirnten Astralleib als Hülle von Seele und Geist mit dem schlafenden oder erweckten Geistauge, so unterschieden Paracelsus und mit ihm die Alchymisten analog den zwei Lichtern, dem Lumen naturale der Ratio und dem Lumen supranaturale der Offenbarung und Gnadenwelt, auch *zwei Arten von Azoth, einen rein spirituellen und einen elementischen*. Ersteren erkannten wir als actus purissimus ac maxime divus, als den Gottesbegriff, ausgedrückt in der Geheimsprache der Alchymisten, während letzterer noch zu analysieren ist als elementisch-phisches Agens.

In meiner Gedächtnisschrift zur vierten Jahrhundertfeier von Paracelsi Tod: Der Stein der Weisen, 1941, wurde im 8. Kap. nachgewiesen, daß es zwei Arten Alchymie gäbe: eine höhere oder spekulative, identisch mit Psychoanalyse und Psychosynthese, die zuletzt durch Meditation, Imagination und Ekstase zur Philosophia Adepta und Mystik hingeleite und eine niedere Alchymie, die als practica von Hohenheim über Davy und Lavoisier zur modernen Chemie geführt habe. Über den von Paracelsus geschaffenen Begriff des Archeus, der als Innerer Chymista, aber auch als Archeites-Dämon im Platonischen Ursinn, chemische, biologische und psychologische Kraftfelder spanne und ausstrahle, ist Hohenheim der eigentliche Begründer der Alchymia practica, die mit der modernen Chemie iden-

tifiziert werden muß, aber auch Ahnherr der *Alchymia speculativa* oder der modernen Tiefenpsychologie, ja Theosophie im guten Sinn des Wortes, geworden. Von diesem zwiefachen Standpunkt aus müssen wir auch das Kennwort Azoth betrachten, um es erschöpfend analysieren zu können. In magistraler Weise hat ja unser Vorstandsmitglied Prof. C. G. JUNG in seinem 1944 erschienenen Werk: *Psychologie und Alchemie* den doppelten Januskopf der Alchymisten, wie er als solcher auch bildlich im *Hermes Trismegistos* dargestellt wird, hervorgehoben.

Was Azoth in der *Alchymia speculativa* bedeutet, ist oben unzweideutig klargelegt worden. Was bedeutet es in der *Alchymia practica*, die eins ist mit der heutigen Chemie? Paracelsi Schwertknauf mit dem eingezäzten Wort Azoth weist den Weg, aber auch das Gedicht vom Rosenkreuzerfrater Philaletes 1567, das oben zitiert wurde. Das vom Rosenkreuzerporträt Paracelsi auf- und beigedruckte Gedicht läßt keinen Zweifel zu, daß Azoth hier als der Name des im Knauf enthaltenen Geheimmittels zu gelten habe. Noch heute leben an verschiedenen Orten des Schweizerlandes Sagen, die besagen, daß der Theophrastus, auch «Rastus oder Raster» genannt, einen großwunderlichen Degen hatte, in dessen Knopfe sich sämtliche vier Elemente befanden und durch dessen Berührung er alles in Gold verwandeln konnte. Bircher sen. et jun. erinnern sich selbst, diese Sagen gehört zu haben. Alois Lütolfs Buch über Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug (Luzern, 1865) erzählt ebenfalls, daß Paracelsus den Teufel im Degenknopf verwahrte, der ihm allerhand schwierige Kunststücke ausführen mußte gleich dem Faust mit Mephisto. Der Volksglaube bevorzugt also die Deutung von Azoth im Sinne der *Alchymia speculativa* bez. im Nonsens der Schwarzmagie.

Im oben erwähnten Carmen des Frater Philaletes finden wir noch eine zweite Stelle, die Bezug hat auf Azoth; die ich bereits in meiner Arbeit über P. und die Rosenkreuzer analysiert habe:

Denique Naturae penetralia novit alumnae,
Quod de *Alazothe*, Sale et Sulphure cuncta creat.

Hier finden wir in dem arabisch geschriebenen, wahrscheinlich von *Geber* stammenden Worte Alazothe des Rätsels Lösung. Denn wir wissen aus dem Dreiprinzipienbuch Paracelsi, dem in St. Gallen entstandenen Opus Paramirum 1531, daß Hohenheim anstelle der unmöglichen Viersäftelehre drei biologische Prinzipien gesetzt wissen wollte: Lass es brennen, so brennt der Sulfur; was da raucht ist Mercurius; das zu Aschen wird ist Sal. Unter diesen dreien aber stehn die Viere, die Mütter, die Elemente, die durch das Prinzip der Oxydation (Sulfur), der Assimilation & Dissimilation nach immanenten Gesetzen gesteuert werden. Steuermann und Gesetzgeber ist das Azoth der Höheren Alchymia, d. h. der Schöpfer. Wenn nun im obigen Gedicht von Alazothe, Sale et Sulfure geschrieben wird, so muß das Alazothe Gebers oder das Azoth Paracelsi identisch sein mit — *Mercurius oder Quecksilber als Heilmittel*. Paracelsus war ja nicht nur Spezialist der damals wie heute furchtbar grassierenden Syphilis, den die heutigen Dermatologen noch bewundern müssen wegen seines die Totalität der proteusartig sich manifestierenden Formen der Lues überschauenden Scharfblickes, sondern auch erstklassiger Chemiker der gut dosierten Quecksilberpräparate, wie eindeutig aus dem schmählichen Intermezzo in Amberg bei Nürnberg bei dem Gebr. Kastner hervorgeht und aus allen seinen Luesschriften. *Somit wären der Ober- und Unterbegriff von Azoth restlos geklärt: das Azoth der höheren Alchymie ist ein geheimes Kennwort für Jahwe oder den schöpferischen Urgeist, das den Schwertknauf Paracelsi zierte wie das INRI des oberen Kreuzbalkens*. Mit der Parierstange bildete auch Paracelsi Riesenschwert eine Kreuzfigur. Desgleichen umgab er auch sein Hohenheimer Wappen mit octo Cruces, wie es im Gedicht von Philaletes 1567 heißt. *Das Azoth der niederen Alchymie oder der heutigen Chemie ist Mercurius, das Hg der heutigen Chemie*.

Im *Liber Azoth seu de ligno et linea vitae*, der erst 1590 im Appendix zum X. Band der Huserschen Quartausgabe abgedruckt wurde, sicherlich aber schon früher aus verschiedenen Handschriften der Schüler des P. bekannt war, findet sich die Stelle (II. Bd. der Fol.-Ausgabe von Huser 1616, p. 532):

«Nun das ist von der Materia Limbi Hominis geredt. Wie aber die Elementa darauss entspringen / auss viererley Kräfte / das zeigt an der Name AZOTH / der ist in allen Dingen / Formen / Creaturen / durch den Finger Gottes eingeschrieben usw. / Darumb habet erstlich achtung auff die Zeichen dess AZOTH. Denn hierinnen liegen alle Heimlichkeiten aller Geheimnuss verborgen vnd offenbar / den Suchenden. Denn das ist Arcanum Sanctum. Darumb hatt Archa der Juden dess Bundes ihren Namen vom Arcano her. Darumb merket auff die Zeichen: ein T in einem Kreis, «daz ist AZOTH Mercurius» ⊕

Wie bereits oben erwähnt, geht aus verschiedenen Stellen hervor, daß der Mercurius des Paracelsus auch eine doppelte Bedeutung hat, eine körperliche als mineralisches Heilmittel und eine spiritualische als Symbol des flüchtigen Elementes, das mit dem «corporalischen Saltz (als Symbol des Löslichen, Lösenden und Festen) mitsamt dem animierten oder lebendigmachenden Sulphur (dem Symbol des Brennaren) in ein Corpus inisciert wurde». Das Salz ist bei P. auch Symbol des physischen Körpers, der Sulphur Symbol der Seele und Mercurius-Hermes das des Geistes und Geistboten. Die Aurora Philosophorum bestätigt die obigen paracelsischen Sätze im Kap. XVI: «Dahero die Philosophi sagen, Ignis ac Azoth sufficiunt / das ist das Fewr vnd der animierte Geist / seyen genug zum gantzen Werck».

In der Practica Lineae vitae des Liber Azoth seu de Ligno et Linea Vitae, der auch von Sudhoff als zweifelhaft ächt, von Aberle und auch von mir nach genauem Studium als ächt angeschaut wird, findet sich eine Menge Angaben über Azoth. Huserband 1591, App. 35 bringt folgendes: Gleich wie ein Circkel auff ein Ebene gerissen / inmitten einen Punct hat: Nun aber gehen von einem Punct viel Linien auss / zu dem Umbkreis dess Circuli, so gehendt in die Ende vnd Spitzen der Linien / vnnnd Strich alle in Einen Puncten. Also nahm Gott von allen Orthen alle Kräfte / allerley Lebendigen / Webenden / Fixen vnd Unnfixen Creaturen / vnnnd machte Ein Ding / Eine Krafft darauss dem Adamo. So waren nuhn dieselben Kräfte alle per Verbum Ein stücke gewesen / das

hiess dazumahl AZOT, vnnnd war 1. 2. 3. (folgen die Symbole von Schwefel = Kreuz unterhalb Dreieck, vom Salz = Kreuz unter Viereck und Merkur = Kreuz unter Kreis gekrönt mit Halbmond) gleich wie in einer Arca (Archen) verschlossen/ vnnnd solch Einzig stücke war erstlich an ihm selbst in seiner Ersten Materia (Dreieck mit Spitze nach unten, Dreieck mit Spitze nach oben und Kreis durch Horizontale halbiert vnd (Kreis mit Mittelpunkt = Gold) do machte Gott doraus (folgen die Zeichen der paracelsischen Prinzipien von Sulfur, Salz und Merkur). Der Sulphur war prädestiniert / viel 1000 mahl 1000 Formen an sich zu nehmen / noch hatt der Sulphur den cabalistischen Unarium in ihm verborgen / vnnnd heisst allwege Unarius, auch mit Nota 1 bezeichnet von der Natur. Also ist es mit dem Sal (Kreuz unter Viereck) das hatt in ihm den Cabalistischen Binarium, wird auch mit Nota 2 bezeichnet / vnd ist zu viel tausend Formas Prädestiniert. *Aber AZOT Mundi ist der Mercurius / hatt den Ternarium Cabalisticum, vnnnd ist bezeichnet mit 3 oder Dreieck mit Spitze nach oben und unten vnnnd ist in viel 1000·1000 tausent mahl 1000 · ohn Ende . . AZOT ist in allen Dingen / Formen / Creaturen / durch den Finger Gottes eingeschrieben: vnnnd seindt solche Zeichen nit für Buchstaben jrgent einer Schrift der menschlichen Schrift zu vergleichen / sondern es ist Scriptura Dei Creatoris. Weiter bringt Paracelsus Ringsymbole für seine drei Prinzipien: Ring senkrecht halbiert = Sulphur, wagrecht halbiert = Salz. «Wann ich aber setze diess Zeichen (Ring wagrecht halbiert und untere Hälfte senkrecht), dz ist AZOT = Mercurius». Das A im Wort Azot wird immer durch ein Dreieck wiedergegeben, aus dem das A ursprünglich entstanden ist. Die Ringbezeichnung mit dem T oder hebräischen Thau, dem Schlußbuchstaben von Azoth, inmitten, für Mercurius, dessen Kraft 1000⁹ ohn Ende ist, kommt auch zum Ausdruck im Bild des Rosenkreuzers Elias Ashmole, das Prof. Jung seinem Werk «Psychologie und Alchemie» vorsetzt. *Dort ist allerdings nur die Vierteilung durch die Mütterelemente erklärt, nicht aber das Ternarprinzip durch die drei Urprinzipien, als deren wirksamstes Paracelsus den Mercurius Azoth erklärt als allbeseelendes Prinzip oder um mit Jung zu sprechen als —**

Weltseele. Wie viele Studien hat es wohl Prof. Jung gekostet, bis er sich selbst zum Begriff der *Weltseele* durchgerungen hatte. Und doch ist alles schon bei Paracelsus in seiner Prinzipienlehre des Opus Paramirum und auch bei den antiken Schriftstellern enthalten! Nil Novi sub sole. Wie rasch aber Paracelsus heute Schule macht auch in bezug auf seine Entsprechungs- und Gestirnslehre vom Astralen muß ich hier rasch aufzeigen, da dadurch Azoth als Strahlung Gottes und allbeseelendes Prinzip im Sinn und Geist Paracelsi 1946 im eingangs erwähnten Buch von Rudolf Kaßner «Transfiguration» (könnte auch alchymistisch heißen Transmutation) von einem heutigen Schriftsteller erkannt wird, wenn er p. 200 schreibt: «In der Weltseele, einer Vorstellung und Idee der antiken Welt, sehe ich die letzte gültige Vereinigung des Menschen mit dem Gestirn, ob dieses nun Erde (Erdgeist), Sonne, Mond oder den Namen eines Planeten trägt. Der Weltseele steht, solange sie west, nicht ein Mensch, auch nicht der Größte gegenüber, sondern nur der strahlende Geist selbst, der in ihr zeugt oder sich in ihr abbildet. Keiner von den alten (Dämonen) Göttern konnte der Weltseele oder diesem Mercurius entgegentreten, zeugend wie sie, denn alle waren in ihr befangen und gefangen, weil keiner zeugender Urgeist war. In der Natur verzweigt sich die Weltseele wie der Mensch in seinen Handlungen. Wie das sonnenhafte Auge eine Entsprechung der Sonne darstellt (wörtliche Entlehnung von Paracelsus), so entspricht das Innere des Menschen dem Gestirn. Unsere Natur ist nur farbiger Abglanz, der nicht der Geist entspricht und gegenüber tritt, sondern der Mensch als in der Natur gefangene Persönlichkeit, als faustische Natur. Es ist in der Tat so, daß der Urgeist zur Weltseele steht wie Faust zur Natur. Das scheint mir (Kaßner) die genaue Entsprechung zu sein, die allein uns befriedigen kann.»

Liest man diese 1946 von Kaßner geschriebenen geistvollen Sätze, so ist man wahrlich erfreut, wie rasch unser Theophrastus Schule gemacht und die besten Köpfe faszinierend inspiriert hat. Diese Identitäten mit Paracelsi Weltanschauung schrieb Kaßner in einem Artikel über Plotin, dessen Neuplatonismus ich als Einleitung zum III. Paracelsusband der Sagax ausführlich behandelt habe. Denn in Plotin ist der Pla-

tonismus zur Mystik geworden wie beim Hohenheimer. Plotin und Paracelsus waren der Sonnenuntergang eines über alle Maßen und Vorstellungen wundervollen Morgens mit Platon als leuchtender Sonne, die heute der vermaterialisierten und vertechnisierten Unkultur der Seelen neues Azoth zuströmen muß, damit der Abgrund nicht dem Abgrund ruft, ne abyssus abyssum invocet: *Den Ternarius Azoth haben wir auch dreifach erkannt: als Symbol und Machtwort für den Urgeist, als von ihm ausstrahlende Weltseele, in die alle Seelenwesen eintauchen, um von ihr «geformieret» zu werden und schließlich als das Element Quecksilber. Das ist die bekannte plotinisch-paracelsische Stufenfolge, das Absinken und Ertrinken im Elementarischen-Corporalischen: Prima et Ultima Materia sc. Entia.*

Auf welchen Irrwegen frühere Forscher über das Wort Azoth gewandelt sind, beweist uns die Anmerkung Aberles p. 328, 1888: Ob der Name in irgend einer Beziehung zur Stadt Azothos (hebräisch Asdod) steht, ob dort eine Schule der cabalistischen Geheimlehre bestand, deren Anfänge bis in die Zeit der babylonischen Gefangenschaft zurückreicht, konnte ich nicht auffinden, usw.

In der «Philosophia Occulta», deren paracelsischen Ursprung wir nachgewiesen haben (II. Bd. 423) wird Azoth als ein Präservativ für zauberische Ungewitter, auch als eine Kur «wider die Magischen Eingriff» angegeben: Huser (IX. 362, unser Bd. II. 422). Wir zitieren hier Huser: «Vber diese sind noch ettliche viel grösserer vnd sterckerer Krafft vnd Tugendt / das sind die Corallen / Azoth / vnd der vorigen Character», (nämlich der Zeichen von Artemisia, Hypericon, Ingrien, Chelidonia, Rauten, Abbiss und dergleichen Kräuter und Wurzeln mehr) einen auff ein Obladen gemacht. In diesen Dreyen ligt verborgen das gröst Arcanum / wider alle Zauberey / Gespenst / vnd Hexerey / vnd wider den Teuffel selbs / darauf wir in unsern Nöthen dörfen Vertrawen setzen / dann sie lassen uns nicht». Azoth vernichtet auch alle Zauberei und Hexerei, weil es eben wie oben nachgewiesen wurde, die Anrufung des Urgeistes und Herrschers aller Geister bedeutet. Auch im Dictionariolum Rochi le Baillif ist folgende Erklärung angegeben: «Azoth vel Azoch est universalis medicina,

paucis cognita, unica medela, lapis physicus, alii putant mercurium corporis metallici».

Erstmalig finden wir das Wort Azoth bildlich auf dem Schwertknauf Paracelsi auf dem von uns als Rosenkreuzerbild erkannten Kölner Holzschnitt 1576. Traditionsgemäß soll Paracelsus darin seine sog. Laudanumpillen verwahrt haben, was mit Azoth als Quecksilber in Widerspruch stehen würde. Das Salzburger Erblasser-Inventar erwähnt das Schwert in keiner Beziehung, so daß die Vermutung Aberles zu Recht bestünde, daß die Abnahme der Kräfte Paracelsus hinderte, sein Schwert mit sich zu führen, weswegen er die Schwertkapsel als Behälter seines Geheimmittels abtrennte und an einem Kettchen um den Hals trug. Diese silberne geschraubte Kugel mit Kettchen, von der Größe des Schwertknaufes, findet sich im Inventar des Hohenheimers. *Wie ist der Widerspruch von Azoth — Quecksilber und Laudanum zu erklären?* Daß Paracelsus das Opium kannte und besonders bei Geisteskrankheiten anwandte, zeigt eine Stelle im Tract. II. De morbis amentium im I. Teil der lat. Gesamtausgabe von Bitiskius (Genevae, 1658, T. I. p. 576 B): De sedativis hoc sciendum est, quod plusquam credi possit conferant ad morbum refundendum. Tale est Opium Theboicum et similia alia. Hujus vera permitio ac praeparatio talis erat: Rp/Opium Theboici Zii / Cinnamoni Zb / Musci, Ambrae aa dr. 1 / Sem. Papaveris utriusque (nigri et albi) Zb / Mandragorae Zb / Masticis Ziii. Trita.

Nach Murr soll Paracelsi Famulus Oporinus, der später als Buchdrucker berühmt geworden und 1568 starb, im Schwertknauf sein Laudanum oder Azoth verwahrt haben, was freilich in Oporins Originalbrief nicht enthalten ist. Denn Oporin schrieb nur: Corripit hic subito trepidus formidine ferrum Bombastus strictamque aciem venientibus offert. Irruit et tereti ferro diverberat umbras. Murr fügt auch die Bemerkung aus Jocisci orat, De vita Oporini bei, daß Oporin die Sagen von Paracelsus übertrieb, weil er sich in seinen Hoffnungen, die Zubereitung des Laudanum zu erfahren, getäuscht sah. Wenngleich Oporinus in obigem Briefe außer dem Hange zur Trunksucht auch noch die Selbstüberschätzung des Paracelsus, seine Unverträglichkeit, Prunksucht und Verschwen-

dung inbezug auf starken Kleiderwechsel (infolge Laboratoriumsabnützung) in grellen Farben schildert, was Oporin später selbst bedauerte und zum Teil widerrief, läßt er dennoch Paracelsi Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit unangetastet. Bapt. van Helmont (de magnet. vulnerum curat. 51 ff.) nannte den Bericht des Oporinus und einen ähnlichen des Urtisius über Paracelsus nur «Nachrichten aus der Basler Lästerchronik, die keine taube Nuss werth sei». Zur Klärung der Frage, ob das vielgenannte Laudanum, angeblich im Schwertknauf verwahrt und später in der geschraubten silbernen Kugel mit Kettchen, wirklich Opium, das Paracelsus neben Hyoszin bekannt war, enthalte oder gar Quecksilber mit Gold, müssen wir wenn möglich die Rezepte ausfindig machen. Sie finden sich in einem Briefe des Adamus a Bodenstein der Basler Ausgabe von 1575 bei Perna «Au. Th. Paracelsi Eremitae, Philosophi summi Operum Latine redditorum Tomo I., aber auch im I. Band der Straßburger Huser-Zetzner-Folio Edition 1616 in Scholia in Libros de Tartaro p. 181 A, jedoch hier in halber Dosis als bei Bodenstein und mit Anwendung der bis in die letzte Zeit gebräuchlichen Gewichtszeichen mitgeteilt. Nach einer kurzen Einleitung des Bodensteinschen Briefes Pio Lectori salutem folgt in dem erwähnten 1. Bande der Basler Ausgabe p. 344 in der angedeuteten Reihenfolge der Zeilen:

«Descriptio *Laudani*, quo usus est in *deploratis dissolutisque morbis, ita habet*» (Paracelsus habe dieses Mittel in verzeifelten und von andern Aerzten aufgegebenen Fällen angewandt, zum Beispiel bei Lähmungen, Veitstanz usw.)

«Accipe orizei foliati unciam (in der Straßburger Ausgabe ist «geschlagen *Goldt*» zugefügt) Margaritarum non perforatarum / unciam semis / Florum / *Antimonij* / Asphalti, singulorum drachmam Croci orientalis drachmas tres / Myrrhae Romanae / Aloes soccotorini (oder Al. epatici) ana ad pondus omnium / reduc ad formam /.

(Pag. 345): «Est aliud *Laudanum* contra febres praestantissimum quod accidit. / *Antimonii* praeparati libram, Sacchari candidi libram medicinalem / Fiat pulvis subtilis, Destilletur in arena / aut balneo juxta artem. Hujus olei accipe uncias duas. *Aloe* Soccotorini unciam / *Ambrae* unciam semis / *Croci*

selectissimi drachmas sex / Reducantur successive in massam, fiant fill. parvae. Dentur tria cum conser / va boraginis ante accessionem febris / indicaturq'sudor si fieri potest / His laetare, fruire in laudem / Jesu Christi, et / Vale. —

Auf das Gold- und Antimonpräparat wird auch im II. Buch «de vita longa, Cap. IIX de morbis dissolutis vorzugsweise bei krampfhaften Zuständen hingewiesen als wichtigstes Heilmittel. Im I. Band der Genfer Ausgabe p. 846 B ad C steht: «In Dissolutis vero summum atque adeo excellentissimum medicamen in Auro est et in Laudano perlato».

Wenige Vorarbeiten zu diesem *Kapitel paracelsischer Pharmakologie* haben Carl Aberle 1888 und der im letzten Weltkrieg gefallene Dieter Schmaltz beigesteuert, denen ich hier teilweise gefolgt bin. Den pharmakologisch geschulten Paracelsisten bietet sich jedoch noch ein großes und praktisch dankbares Kapitel der Neuforschungen, das spez. in unserem klinischen Band zusammengestellt, analysiert und praktisch ausgewertet werden soll, zumal keiner mehr die wichtige Nachfolge des Apothekers Dieter Schmaltz angetreten hat.

Dr. J. Strebel.

ZUR GESCHICHTE DER NARKOSE

Paracelsus kannte eine sehr große Zahl von wirksamsten Narkotika. Leider hat die Geschichte der Narkose völlig übersehen, daß er im 7. Kapitel seines Werkes «Von den natürlichen Dingen», das eine wahre Fundgrube pharmakotherapeutischer Consilia darstellt, die erste Narkose beschreibt, die er mittels süßem Vitriol-Aether zuerst an Hühnern mit Erfolg praktizierte. Die Stelle lautet übersetzt folgendermaßen: «Ich will euch eine kurze Regel anzeigen, daß alle Sulphura von den Vitriolen Stupefactiva sind, Narcotica, Anodyna und Somnifera. Sie haben die Eigenschaft, eine ruhige und milde schlafbringende Art zu haben, daß sie ohne jeden Schaden gebraucht werden können. Sie haben nicht die Wirkung des Opium, Hyoscyamus, Papaver, der Mandragora usw. Sie sind milde und ohne jedwede Schärfe. Darum lobe ich es sehr, weil dieses Somniferum stupefactivum von der Natur selbst gekocht, bereitet und verbessert ist. Da wir Aerzte sehen, daß die Somnifera viel tun und große Dinge bewirken und daß in den Opiata ein Gift ist, so daß sie nicht ohne die Ueberführung in die Quintessenz zu gebrauchen sind (was z. B. Prof. Sahli durch Schaffung des Pantopons in unsern Tagen getan hat), sollen wir unsere Zuflucht bei diesen Mitteln suchen, da wir wissen, daß viele Krankheiten nicht ohne Anodyna geheilt werden können, da ihre Heilung von Gott durch die Natur in die Anodyna gelegt wurde. Dies veranlaßt mich, den Sulfur desto besser zu beschreiben. Wie er erfunden und bereitet wird, werdet ihr in den alchemistischen Rezepten finden. Hier sollet ihr von diesem Sulfur wissen, daß unter allen der vom Vitriol am meisten bekannt ist und daß er an sich selbst fix ist. Er ist süß, so daß ihn alle Hühner essen. Sie schlafen für eine Zeit ein, um hernach ohne Schaden aufzustehen. Diesen Sulfur sollet ihr nit anders erkennen als er ist. Eine Krankheit soll durch Anodyna geheilt werden. Dies kann dieser Sulfur ohne Schaden tun. Er stillt alle Leiden, er beruhigt ohne Schaden alle Schmerzen, er löscht alle Hitzen aus, er besänftigt jedes grimme Vorhaben der Krankheiten. Er ist eine Arznei, die bei

allen Krankheiten den Vortritt haben soll und dann soll man das Confortativum der Quinta Essentia gebrauchen. Was kann einen größern Arzt machen als diese zwei Stücke? Hierin übertrifft er alle Apollines, Machaones, den Hippokrates und Polydoros. (Im Sinn des Spruches: Divum est dolores lenire.) Deshalb heißt er Sulfur Philosophorum. Ihr sollet auch verstehen, ihn zu erhöhen («gradieren»), zu scheiden und zu reinigen.»

«De Sulphure Embryonato» findet sich im 7. Huser-Quartband 1590 p. 168/174, in der Straßburger Zetzner-Folioedition 1616 p. 1044/46 und in der Genfer De Tournesausgabe 1658 in Bd. II., p. 196/98, bei Sudhoff im II. Band, S. 128/135 und bei Aschner in Band III., p. 641/46.

Dr. J. Strebel.

EINIGE MEDIZINHISTORISCHE
RICHTIGSTELLUNGEN ZUM ARTIKEL
VON DR. OETTLI
IN NR. 1/1946 DER SCHWEIZERISCHEN
ÄRZTEZEITUNG

Weil Nationalrat Dr. E. Bircher in Nr. 23/45 dieser Zeitschrift von Paracelsus als dem größten Schweizerarzt geschrieben, hat Dr. Oettli eine ressentimenthafte Polemik entwickelt, welche mit objektiver medizingeschichtlicher Wissenschaft überhaupt nichts mehr zu tun hat.

Wenn Dr. Oettli schreibt: Die Entwicklung der Medizin zur Naturwissenschaft hat von ihm (Paracelsus) keine Notiz genommen; ferner: dieser dunkle Ehrenmann, der genialisch an der Grenze zweier Zeitalter irrlichterte, war der größte Schweizer Arzt? Ein fragwürdiges Kompliment für uns. Hätte man nicht besser getan, ihn den Deutschen (Nationalsozialisten) ganz zu überlassen usw. usw., so müssen wir objektiv die Geschichte der Medizin hiezu sprechen lassen durch ihren anerkannten Altmeister, Prof. Dr. Karl Sudhoff, den Begründer des besten Archivs für Medizingeschichte, Verfasser mehrerer Medizingeschichten, Herausgeber und besten Kenner der paracelsischen Werke (in 14 bez. 15 Bänden), Ehrenmitglied der Royal Academy of Medecine, der in London oft zu medizingeschichtlichen Vorträgen in englischer Sprache eingeladen war, auch in Paris und Baltimore, wo sein Schweizer Schüler, Prof. Henry Siegerist, Medizingeschichte dozierte. Prof. Sudhoff hat seine grundlegenden medizingeschichtlichen Werke lange vor dem Entstehen des Nationalsozialismus fertiggestellt. So ist sein Handbuch der Geschichte der Medizin in vierter Auflage (wie es mir vorliegt) 1922 bei Karger herausgekommen, seine Geschichte der Medizin im Überblick (mit Prof. Th. Meyer-Steinegg) 1920 in erster und 1928 in dritter Auflage, während die Paracelsusbände während den Jahren 1922—33 ediert wurden. Was sagt die objektive Medizingeschichte zur Wertung von Paracelsus, den nach Oettli erst die Nationalsozialisten

wieder entdeckt haben sollen? Wir wollen in Kürze den Altmeister der Medizingeschichte, Prof. Sudhoff, sprechen lassen, um die Zerrbilder Oettlis einigermaßen der Wahrheit gemäß zu retouchieren.

Mit Recht bewundert Oettli Hippokrates und sein Werk. Auch Paracelsus hat es fast als einziger Arzt seiner Umbruchzeit anerkannt und seine Aphorismen glossiert. «Allen Hippokratischen Ärzten entbietet deshalb Hohenheim seinen Gruß» in der Vorred zum «Labyrinth der Irrenden Ärzte». Dieser paracelsische Gruß gilt also auch dem Hippokratesverehrer Dr. Oettli! Was hatten aber die Epigonen aus Hippokrates gemacht? Ihn umgewertet und an seine Stelle die Afterwissenschaft des Galenos, Avicenna und der Arabisten gesetzt. Paracelsus war der erste, der sich frei gemacht hatte von dem Grundirrtum zweier Jahrtausende, mit dessen Hirngespinnsten der Viersäftelehre man wie mit ewigen Grundwahrheiten alles organische Geschehen in gesunden und kranken Tagen spielend zu erklären sich vermessen hatte. Wohl waren ja in Griechenzeiten der Stimmen schon manche gewesen, welche energisch gegen diesen Teil der für hippokratisch gehaltenen Lehre Einspruch erhoben, aber unter dem Einfluß des Galenos waren sie alle zum Schweigen gekommen. Im Avicennismus wie Galenismus herrschte diese Humoralpathologie und -physiologie seit Jahrhunderten unumschränkt als sakrosanktes ärztliches Universalevangelium. Daß Paracelsus die Hohlheit dieser uralten Vorstellung völlig klar durchschaut hat, daß von Schleim, gelber und schwarzer Galle im Blute und andern Körpersäften überhaupt keine Rede sein könnte, daß man da völlig mit Schemen hantierte statt mit Wirklichkeiten, *das ist Paracelsi erste große Geistestat, die ihn unsterblich macht als einen der größten Wahrheitskünder für alle Zeiten* (Prof. Sudhoff, *Geschichte der Medizin im Überblick*, S. 275). Wenn man Medizingeschichte, nicht nur einen Ausschnitt aus Hippokrates, kennt, muß man heute noch staunen, mit welchem ächt schwyzerischen Wagemut und Elan Paracelsus diesen Baalstempel der Medizin angriff und niederriß, aber auch neue Tempel nicht nur der Medizin, sondern der Naturwissenschaft, z. B. der Chemie aufrichtete. Denn Paracelsus war nicht nur ein

niederreißendes Genie, sondern auch konstruktiv genial bei Begründung der Stoffwechselkrankheiten, der Einordnung der Chirurgie und Syphilisbehandlung in die Medizin usw. usw. Mit Recht hat schon 1851 der Zürcher Medizinhistoriker Locher folgende glückliche Formulierung für das Wirken von Paracelsus gefunden: Die Weltgeschichte kennt drei Hauptepochen der Entwicklung: Altertum, Mittelalter und Neuzeit; die Medizingeschichte aber — dank «dem größten Schweizerarzt» — deren nur zwei: Altertum und Neuzeit. An der Schwelle der Neuzeit steht «unser größter Schweizerarzt, Paracelsus». Diese Formulierung hat nicht Dr. Bircher entdeckt, sondern Dr. Locher, 1851, einer unserer ersten und besten Medizinhistoriker. — Die einfache, klare Wahrheit, daß an die Stelle der Humoralpathologie eine neue Medizin zu setzen sei, die Paracelsus im Basler Lehrprogramm fast hundert Jahre vor Baco von Verulam durch *Ratio, Experienz ac Experimenta* begründet wissen will (alles Dinge, die ja Oettli verlangt als verkappter Paracelsist, der mit Paracelsus rang, aber ihm nicht Meister werden konnte!), gab dem Hohenheimer für sein ganzes ferneres Tun und Lassen die große Überlegenheit, die sichere reformatorische Geste: «Ihr mir nach, nicht ich Euch. Mein ist die Monarchie!» Wenn nicht jetzo, doch einmal später. Diese Überlegenheit wird Paracelsus von kleinen Geistern auch heute noch nicht verziehen, wenn sie von «grenzenlos überheblichem Selbstlobe» schreiben. Paracelsus hatte eben nicht nur einen Beruf wie die meisten Ärzte, sondern eine — Berufung und Sendung. Dafür hat er nicht nur gezeugt, sondern auch gelitten und gestritten. Die Berufung gestattet allerdings keinen — Kaffeejaß, von dem Oettli auch schreibt, wohl aber der Beruf, während die Berufung oft kein geregelttes Leben mit Sinekure verspricht, was ja Hohenheim in seinen herrlich-frischen und überzeugenden Schutz- und Schirmreden in einzigartiger Weise dartut.

Im Basler Lehrprogramm vom 5. Juni 1527 will Paracelsus die Medizin von «den schwersten Irrtümern reinigen, nicht den Regeln der Alten zugetan, sondern denjenigen, welche wir *aus der Natur der Dinge* und eigenen Erwägungen gewonnen und *in langer Übung und Erfahrung* bewährt ge-

funden haben. Die meisten Ärzte heutiger Zeit haben zum größten Schaden der Kranken daneben gegriffen, da sie allzu sklavisch am Worte des Hippokrates, Galenos und Avicenna und anderer geklebt haben.» «Nicht Titel und Beredsamkeit sind Erfordernisse eines Arztes, sondern die tiefste Kenntnis der Naturdinge und Naturgeheimnisse. Meine höchste Lehrerin sind *Erfahrung* und eigene Arbeit statt Berufung auf Autoritäten.» Paracelsi Erneuerungsversuch der Medizin basierte auf: *Ratio, Experimenta ac Experientia*. Vernunft und Wissenschaft hat Paracelsus in die Medizin eingeführt und nicht verachtet. Jedoch hat er auf späteren Stufen der Entwicklung ganz genau gewußt, daß mit dem einseitigen *Rationalismus* im Sinne von Oettli nicht der tausendste Teil der Probleme der Psychologie, Psychiatrie, des Leidens und Sterbens zu lösen ist. Deshalb ist aus dem Faber, dem Techniker, der die Grundlagen der heutigen Chemie schuf, indem er z. B. den Begriff des Salzes schuf und die Aschenbestandteile als wichtige Pharmaka erstmalig nebst Isolierung von Metallen usw. einführte, der aber auch die Chirurgie den schmutzigen Händen der Bader und Henker wegnehmen und den Ärzten anvertrauen wollte, der große Magier geworden und zuletzt der Sanctus, der als Armer den Armen in Salzburg die letzte Habe vermachte und auf dem Armenfriedhof beerdigt sein wollte. Faber, Magus, Sanctus: Techniker als Arztchemiker und Chirurg, Magier und Kabbalist entsprechend seiner immanenten Faustnatur, Mystiker mit krönendem Tod in selbstgewählter Armut ähnlich dem Poverello d'Assisi, sind die drei Grundakkorde der großen, jedoch nur kurzen Lebenssymphonie Hohenheims. Während Goethes Faust, den Oettli zitiert, vom Magier zum Techniker absinkt und nur durch Intervention der Geisterwelt, durch ewigen Liebens Offenbarung, als edles Glied der Geisterwelt, gerettet wird, durchschreitet Paracelsus als folgerichtigeres Urbild des wahren Faust (Goethe war schon in der Straßburger Zeit eifriger Leser der Werke Paracelsi) zuerst das Reich der Technik, der Alchymie, die er zur Chemie gestaltet als Begründer auch unserer Pharmakochemie, der Chirurgie, der dosierten Pharmakotherapie z. B. bei der Luesbehandlung

usw. Aber die Technik und Ratio genügen dieser Faustnatur nicht. Sie führt ihn wohl tiefer in die «Heimlichkeiten» der Natur ein, geleitet ihn aber, bereits von dämonischer Magie umzuckt, höher und höher den Läuterungsberg hinan, bis er auf dessen Gipfel angelangt das «natürliche Licht» von Ratio, Vernunft und Verstand des «tierischen Menschen», von dem er in den «Grundlagen der Wissenschaften und Weisheit» so treffend schreibt, überfließen sieht in das «übernatürliche Licht» von Glaube und Gnade, deren kristallene Helle dem alten Alchemisten zum «Stein der Weisen» wird. Wer es fassen kann, der fasse es. Der pure Rationalist, welcher der wahre Schrittmacher eines Nationalsozialismus ist, wird es nicht fassen können. Jedoch weist uns schon die niederste Mathematik auf das Reich der irrationalen und imaginären Zahlengebilde sowie das Axenkreuz ins Reich des Infinitesimalen, das schon der zweitgrößte Philosoph der Renaissance, Nikolaus Cusanus, neben der ersten Pulsmessung gefunden hatte. Wenn R_2 eine Fläche darstellt (in der modernen Mathematik), R_3 gleich ist dem Raum, so ist R_4 die vierte Dimension, welche die Mathematik auch schon erobert hat und R_i der Schlüssel zu den «Müttern», zu denen Faust heruntergestiegen ist. Nicht umsonst haben heutige Mathematiker die Zeichen der Integration und des Differentialkalküls als «faustische» Zeichen benannt. Doch sind es immer noch Zeichen der «reinen Vernunft» im Sinne von Kant, mit der ja Oettli das ihm leider Unverständliche in Paracelsi faustischem Wesen erledigen möchte. Wenn aber schon die Mathematik als höchste Disziplin der reinen Ratio Oettli völlig widerlegt, indem sie das Irrationale, Imaginäre und Infinitesimale beweist und, ohne es selbst in der niederen Mathematik nicht auskommt, so wollen wir doch etwas bescheidener werden und uns nicht aufs hohe Roß setzen, um — Ethos zu predigen und hernach gegen das erste Gebot des Ethos zu verstoßen, das lautet: nichts als die Wahrheit zu lieben und zu verteidigen.

Einen Schlag ins Gesicht der historischen Wahrheit bedeutet es, wenn Oettli S. 4 schreibt: «Paracelsus war der Verächter aller Schulweisheit, dessen Geist in der Stille der Nacht die armseligen Krücken der Logik abwarf und den Schneckengang der

analytischen Forschung weit hinter sich ließ. Daß die Nationalsozialisten den Paracelsus wieder hervorholten, ist kein Wunder. Sie bezogen den größten Teil ihres geistigen Rüstzeuges von der deutschen Romantik — sie wäre freilich wenig erbaut gewesen von dem Wechselbalg, der sich unversehens an ihre Rockschöße hängte. Mit der dem Nationalsozialismus eigenen Maßlosigkeit, seiner aus Unbildung und Cynismus geborenen *Verachtung der historischen Wahrheit* (sic!) wurde Paracelsus als der größte Arzt der Renaissance ausgerufen und der Chor der Eidgenossen (zu denen auch der Schreiber, Prof. C. G. Jung, Prof. Birchler, Dr. Bircher, Prof. Medicus, Prof. Jaccard, Prof. Betschart u. a. m. gehören) beeilte sich — die Paracelsusfeier in Einsiedeln bewies es — diese Weisheit emsig nachzubeten.» Merkwürdig, daß Dr. Oettli an dieser ersten Paracelsusfeier auch — mitgebetet hat, jedoch der Schreiber dieser Zeilen erst — als späterer Nachbeter dazu gekommen ist! Doch lassen wir den — Vorbeter Oettli weiter rasonnieren: «Hätte man nicht besser getan, den Paracelsus, der ja von schwäbischer Herkunft war, den Deutschen ganz zu überlassen». Jeder Psychiater wird hier einen Ressentiment-Komplex gegen das Nachbeten und den Schwaben feststellen müssen. Doch lassen wir zuerst wieder die objektive Medizingeschichte sprechen.

Als eigentlicher Begründer der induktiven Forschung, nicht nur in der Medizin, sondern auch in den Naturwissenschaften, schuf Paracelsus die heute noch geltenden Grundlagen der Medizin und der Chemie, die er aus den Banden der Alchymie befreite und zur ersten Grundsäule der Medizin erklärte als Grundlage einer *rationellen* Arzneimittellehre. «Das Jahr 1530 kann als der historische Wendepunkt der Chemie in der Entwicklung der Chemie von der Alchymie zur Heilchemie bezeichnet werden.» Ich verweise diesbezüglich auf die Facharbeiten des Chemie-Professors Dr. P. Walden (Angewandte Chemie, 54. J., S. 420/27), wo nachgewiesen wird, daß die «*erste Synthese von Chemie und Medizin von Paracelsus als kulturhistorische Großtat*» bewerkstelligt wurde, womit das verläumderische Geschwätz, daß er Verächter jeder analytischen Forschung usw. war, widerlegt wird. Paracelsus hat durch seine analytischen Forschungen die erste Periode der Chemie

begründet, die über Stahl führte und von 1530—1780 währte, um dann von Lavoisier abgelöst zu werden. Die Mercurius-Sulphurtheorie Paracelsi ist identisch mit der Phlogistontheorie Stahls, worunter sich die Oxydationstheorie Lavoisiers subsummiert: «Der Arzt wächst durch das Feuer, drum lerne er Alchimiam, auch Spagyrica geheißten, *die das Falsche vom Rechten scheidet* (Sudh. IX, 55). Wer sich noch näher mit Paracelsus als analytischem ersten Chemiker befassen will, sei auf den 65. Jahrgang der «Chemiker Zeitung», S. 351 verwiesen, wo sich Prof. Dr. ing. E. h., Dr. med. h. c., Dr. sc. h. c. Paul Walden, Rostock, in streng analytischer Weise mit der Stellung Paracelsi zur Alchymie, über sein chemisches Wissen, seine chemischen Schriften, seine *Synthese zwischen Chemie und Medizin* und die Folgen für unsere heutige Medizin befaßt¹. Fast hundert Jahre vor Baco von Verulam, der in England als der Begründer der induktiven Forschung in der Naturwissenschaft gilt, hat der *Schweizer* Paracelsus, als den sich Hohenheim selbst bezeichnet, *die induktive Methode in Medizin und Naturwissenschaft eingeführt*. Die Engländer sind mit Recht stolz auf ihren — induktiven Naturforscher; wir Schweizer dürfen aber unsern — ersten induktiven Naturforscher auch heute noch — begehren und den ehemaligen Nationalsozialisten als ihr Beutestück hinschmeißen. Messieurs, un petit peu de justice, seulement un petit peu d'histoire de Médecine, würde mein alter, hochverehrter Lehrer Prof. Kocher in seiner sarkastischen Weise dazu bemerken. Von Geschichtskennntnis ist bei Oetli keine Spur zu finden, ebenso wenig wie von der primitivsten Gerechtigkeit Pionieren gegenüber, die ein Leben für Wahrheit und Forschung in die Waagschale geworfen haben.

Auf dieser Basis seiner durch Ratio, Experimenta ac Experimentia gewonnenen Neuchemie, die erstmalig auch die Salze und Aschenbestandteile als Heilmittel verwendet, errichtet Paracelsus seine bahnbrechende Neutherapie mit dosierten metallischen Heilmitteln gegen Syphilis, Lepra, Pest, die er anerkanntermaßen mit größtem Erfolg behandelt hat, während

¹ Siehe auch Ernst Darmstaedter: *Arznei und Alchemie bei Paracelsus* (1931).

die Bader und Ärzte die Kranken hinmörderten «wie die Krieger in den Schanzen». Die Behandlung des Krebses mit Colchicumpräparaten (des Orients) sollte heute wieder bei Paracelsus anknüpfen. Die tartarischen oder Stoffwechselkrankheiten begründet er erstmalig, schließt auch den Graustar ein, bei dem ein regelmäßiger C-Vitaminmangel nachgewiesen ist mit Verminderung des Redox-Potentials. Er wird der Begründer der Gewerbekrankheiten und ihrer Hygiene. Auch die Balneologie hat ihm Wertvolles zu verdanken. Er wird der eigentliche Ahnherr der Chirurgie, die er den schmutzigen Händen der Bader entreißen will und erstmalig deutsch in Basel vorträgt. Mit schonungsloser Kritik bekämpfte Paracelsus alles Rückständige, was nicht mit Natur, Ratio und Experienz zu vereinen war. Er war der Erste, der naturwissenschaftliche Erfahrung auf experimenteller Grundlage statt Autoritätenglauben postulierte: Experimenta ac Ratio auctorum loco mihi suffragantur, so fixierte er den Standpunkt des ersten empirisch-induktiven Naturforschers beim Antritt der Basler Professur. Diesen Leitsternen ist Paracelsus sein kurzes Leben lang treu geblieben. Auch heute noch, schreibt Prof. Sudhoff, sind sie Kompaß jedes wissenschaftlichen Fortschrittes. Nur ein Paracelsus hat es gewagt das falsche Lehrgebäude der Alten in seiner Gesamtheit anzugreifen und niederzureißen, aber konstruktiv Neues voll eigener, fruchtbarer Ideen aufzubauen, in genialem Ahnen vieles empfindend, was erst die *künftige* Medizin und Naturwissenschaft klar erfassen sollte. Ihm daraus einen Strick zu drehen, wäre so gescheit wie Herrn Oettli einen Vorwurf zu machen, daß er die Atombombe nicht erfunden habe, obwohl schon Paracelsus im Buch Meteorum von der «Büxe voll von Energie» spricht, die in Strahlen übergehe und in der «Sagax» von den Stimmen, die man später aus fernen Ländern hören werde! An der letzten Paracelsus-Tagung hat der Basler Arzt Dr. Scheidegger in klarer Weise erörtert, wie Paracelsus nicht nur die Therapie, sondern auch die Pathologie und damit das ganze ärztliche Denken auf eine neue Basis gestellt hat. Paracelsus verwirft nicht nur die Humoralpathologie und ersetzt sie durch eine chemisch-analytische rationale Anschauung wie im Buch über die tartarischen Krankheiten, son-

dern geht weiter, viel weiter als sich die Rationalisten träumen lassen. Denn auch er ist ein Geistmensch wie Shakespeare, der von vielen Dingen wußte zwischen Himmel und Erde, von denen sich die Schulweisheit nichts träumen läßt. Hat ihn doch Shakespeare, sein Geistbruder, den größten Arzt seit Galenos genannt; heute würden wir korrigieren: seit Hippokrates. Zwei Lichter kannte Paracelsus im Gegensatz zu den Rationalisten: nicht nur das natürliche des tierischen Instinktes und menschlichen Verstandes, sondern auch das übernatürliche des — Urgeistes, das aber nicht jedem zuteil wird. Für die Medizin als Naturwissenschaft postulierte er zuerst Erforschung mit Hilfe des natürlichen Lichtes: Praxis und Experiment vor der Theorie; für die Medizin als Geisteswissenschaft wie Psychiatrie forderte er aber auch die Zuhilfenahme des übernatürlichen Lichtes, wie es in der Bibel aufleuchtet, das ihm sein Lehrmeister Christus angezündet hat. Nicht würde er wagen, schreibt Paracelsus' in der *Philosophia Magna* über die «Zerbrochenheit» und Besessenheit zu schreiben und meditieren, wenn ihn das Christus nicht gelehrt hätte, sein oberster Lehrmeister. Kein Geringerer als Prof. C. G. Jung hat ihm kürzlich hierin beigestimmt. Paracelsi Werke über Epilepsie, Hysterie, die Unsichtbaren Krankheiten gehören nach Sudhoff zum Genialsten des großen Welt- und Seelenkenners, der den Mediumismus wie die Hypnose, die Clairaudience und Clairvoyance kannte. Bis auf Charcot, Forel, Jung hinauf hat ihn diesbezüglich keiner erreicht, geschweige übertroffen. Zu seinen Werken über die Bergsucht bemerkt Sudhoff mit Recht: *Paracelsi Begründung der Gewerbekrankheiten mit Gewerbehygiene sollte allein genügen, seinen Verfasser unsterblich zu machen.* Gleichsinnig schreibt Bundesrichter Dr. Lauber, der hierüber seine Dissertation geschrieben hat. Als erster Chemiker, der das erste Lehrbuch der Chemie geschrieben hat, hat er nicht nur die Bereitung wirksamer Eisen-, Kupfer-Antimon- und Quecksilberpräparate in richtiger Dosierung gelehrt, sondern an die Stelle der alten falschen Säftelehre die chemisch gewonnene neue Elementarlehre von den drei Grundeigenschaften aller Stoffe: der Sublimierbarkeit, der Verbrennung (Oxydation) und der Feuerbeständigkeit und ihre Manifestierbarkeit in den

Krankheitsvorgängen gesetzt, die Oettli überhaupt nicht versteht. Damit wird Paracelsus auch der Begründer der Chemopathologie und -Therapie, der die krankhaften Ablagerungen, Verkalkungen und Konkrementbildungen in große biologische Zusammenhänge bringt, die heute noch Geltung haben. Sudhoff urteilt hierüber als ehemaliger Praktiker: Auch heute noch sind Paracelsi Werke über die tartarischen Krankheiten bewunderungswürdig in ihrer großzügigen Erfassung, Durchforschung und Reduktion auf ein einfaches chemisches Prinzip: der Fällung durch den «Salzgeist»¹.

Im Geiste des Hippokrates, dem er Studien widmet, die erhalten sind, suchte Paracelsus überall das Einheitliche und Grundlegende in der Fülle der Erscheinungen. So erkannte er als Erster die Einheit des Proteus Syphilis bei aller Vielgestaltigkeit ihres Auftretens und die bunte Mannigfaltigkeit des hysterischen Krankheitsbildes. Er bekämpft als Einziger das Gujakholz zur Luesbehandlung, das nur dem Importeur Fugger in Augsburg Gewinn bringt, aber die Kranken zugrunde gehen läßt. Er verspottet Ulrich von Hutten, der im Fuggerdienst eine Preisschrift für das Gujakholz schreibt und an den Folgen der Lues auf der Ufenau zugrunde geht. Paracelsus wird, weil er gegen das allmächtige Fuggerhaus zu kämpfen wagte, vom Dekan der medizinischen Fakultät Leipzig, Prof. Stromer, der vom Fuggerhaus bestochen ist, in Acht und Bann getan, so daß er in Nürnberg und nirgends mehr seine genialen Schriften zum Druck bringen kann, nachdem seine Wundarznei ein größter Bucherfolg gewesen war und auch seine Syphilisschriften rasch vergriffen waren. So sieht die Wahrheit aus um «den Verächter aller Schulweisheit und jeder Konvention». Der Name des vom Fuggerhaus bestochenen Professors der Leipziger medizinischen Fakultät fristet nur noch ein verächtliches Dasein im Schatten des Titanen Paracelsus, der den Riesenkampf mit seiner Zeit wagte und die Grundlagen der induktiven Naturwissenschaft und heutigen Medizin legte, von der auch Herr Oettli zehrt. Paracelsus schafft ganz moderne Grundlagen der Psychiatrie, betont die Zwiespältigkeit des tie-

¹ Auch das Grundgesetz der Chemie findet sich hier: das der Reversibilität: Reduktion und «Tötung» = Oxydation.

risch-dämonischen und englischen Wesens, das gespalten werden könne und astralen Einflüssen von unten, aber auch höheren geistigen Wesen zugänglich sei. Das hat mit «verblasener Mystik» nichts zu tun, weil es sich um Wesenheiten handelt, die leider vielen «Rationalisten» erst wesentlich werden, wenn sich ihr Geist oder Ungeist von der elementisch-physischen Hülle gelöst hat und nach dem Gesetz der Erhaltung der Energie weiterexistieren muß auf einer andern Ebene als der nur-physischen. Warum erleben wir gerade heute, Herr Oettli, eine ausgesprochene Renaissance der von Ihnen so verpönten Romantik? Warum sind soeben drei Bände von Novalis durch C. Selig herausgekommen? Weil nur ihr Glaube an Gott und sein Geisterreich und nicht der kantische Rationalismus die Menschheit erretten kann aus der Diesseitsunkultur des Nationalsozialismus mit seinem Gefolge des Materialismus und des Größenwahns, wie auch Präsident Truman bestätigte. Kant war so gut ein Schrittmacher des Nazitums wie ein Nietzsche, der Gott begraben glaubte, um von seinem Dämon gestürzt zu werden und ihn so in negativer Form doch zu erleben. Gefreut hat es mich, als ein so erfahrener Arzt wie der Basler Dr. Scheidegger am letzten Paracelsus-Kongreß einleitend in seinem Vortrag über Paracelsus und seine Pathologie die Richtigkeit meines Satzes in der Einleitung zum II. Band der Schweiz. Paracelsus-Ausgabe betonte und ihn zitierte: «Selbst die propädeutischen Grundlagen der paracelsischen Medizin: Paragnum, Paramirum usw. ruhen auf den Granitsäulen nicht nur der empirischen Naturwissenschaften, durch Experiencz und Ratio gewonnen, sondern auch der Astronomie, des Glaubens, der Ethik und des Ens der Geister und des Schöpfergottes. Ohne ihn und sein großes Geisterreich kann das Zwischenwesen Mensch nicht richtig erfaßt und klassifiziert werden.»

Auch in seiner Krankheitseinteilung beweist Hohenheim eine seine Zeit weit überholende geniale Intuition. Er unterscheidet erstmalig: Erkrankungen aus kosmisch-klimatischen Einflüssen (nicht mehr im Sinn der alten astrologischen Theorien), Krankheiten durch Vergiftungen von innen (Autointoxikationen und Infektionen), Infektionen von außen und eigentliche Vergiftungen mit Einschluß der Gewerbevergiftungen, ferner Krank-

heiten auf Grund der körperlichen Anlagen (Konstitution), durch den Einfluß des Geistes und der Imagination auf den Körper, wobei er die Neurosenlehre schuf und förderte, und endlich unterscheidet er die Krankheit durch göttliche Fügung. Ein Bearbeiter des Volumen *Paramirum* (Achelis) schrieb im Vorwort zu seiner Neuausgabe: Man kann das Büchlein jahrelang studieren ohne seinen Tiefgehalt ganz auszuschöpfen!

Trotzdem Paracelsus der Begründer der induktiven Naturwissenschaft ist und die Medizin in sie als Teilwissenschaft eingliedert wissen will, ist er auch Magier und Mystiker. In einem kürzlichen Vortrag in der Paracelsus-Gesellschaft habe ich nachgewiesen, daß die sogenannte Niedere Magie bei Paracelsus nichts anderes ist als höhere Physik oder Ultra-chemie. Mystiker war er im Sinne der Bibel, der nach einer tiefgreifenden religiösen Metanoia um die Realexistenz geistiger Wesenheiten wußte, so daß sein Glaube zum Wissen wurde, wie ich im II. Band der «*Nova Acta Paracelsica*» in den Prolegomena zum Buch über die Elementargeister dargetan habe wie auch bei der Interpretation des II. Bandes. Gerade Paracelsi tiefes Wissen um die «*Heymlichkeiten*» macht sein Studium reizvoll. Nicht vergebens verehrten ihn die Rosenkreuzer, deren Aufgabe es war, «*die geistigen Augen zu öffnen, damit der Mensch befähigt werde die übersinnliche Welt zu erblicken*». Die ganze Astronomie Paracelsi ist nichts anderes als Theologie auf Grundlage einer Erweckung, was leider vielen unverständlich ist. Sind aber nicht auch einfachste Fischer «*erweckt*» und zu Hütern magisch-mystischer Geheimnisse geworden? Ist nicht aus einem Saulus ein Paulus geworden, nachdem ihn die Lichtüberfülle des Urgeistes selbst erschreckt und erweckt hatte? In diesem und keinem andern Sinne ist Hohenheims Mystik zu verstehen, der sich immer wieder auf die Autorität der Bibel und die Fülle seiner Eigenerfahrungen auch auf diesem Gebiete berufen kann . . .

Eine infame Geschichtslüge ist die Behauptung Oettlis, daß bis «*zum Beginn des 19. Jahrhunderts Paracelsus von fast allen ernstesten und ernst zu nehmenden Ärzten abgelehnt wurde*». Vor mir liegt der seltene paracelsische «*Inkunabel*»-Druck bey Arnoldi Byrkmans Erben, Cöln, 1566, 25 Jahre nach Hohenheims

Tod, als sich bereits eine große Geistgemeinde um Paracelsi Werke geschart hatte, die in ihm ihren Großmeister verehrten und ihn mit ihren Insignien auszeichneten, wie aus dem Bild Seite 60 meines II. Bandes hervorgeht. Dr. med. Byrckmann und sein Mitarbeiter B. Floeter Saganus, alias Philaethes Fr. bezeichnen ihn schon damals als «Doctor Doctorum Doctissimus, qui pharmaca nulla fide, sed sensu vera probavit, verax minimeque superbus, pauperibus gratam ferre paratus opem, Candidus et justus, tum castis moribus almae integrum vitae rite peregit iter». Deshalb sei er nicht mit dem Geifer der Vipern zu beflecken, wie das früher vorgekommen sei, sondern Lumine pro tanto Medico sit gratia summo, Ingenio is similes det Theophraste tuo. Die Verleumdungen eines Zimmermann und Haller hat Locher 1851 gutgemacht, indem er eine glänzende Rechtfertigung schrieb über Paracelsus, «unsern größten Schweizerarzt», die ich im 1. Band der NAP. referiert habe.

Oettli schreibt: Ohne die geheime Kraft, die in jeder Zelle wirkt, wäre der genialste Arzt nicht imstande, das Leben dieser Zelle auch nur um den Bruchteil einer Sekunde zu verlängern. Diese geheime Kraft hat nicht — Kant gefunden, sondern schon der vielverlästerte Paracelsus. Er nannte sie — Archeus, der nichts anderes ist als das individuelle und kollektive Seelenprinzip, das Paracelsus einmal in einer Feierstunde von Angesicht zu Angesicht schauen durfte wie Faust den Erdgeist. Im Spitalbuch verrät er sich, wenn er schreibt: Als mein Archeites (= Archeus) mein Wachsen sah in Hochfahrt und Übermut, sah er sich gezwungen mich in einen andern Garten (der Verdemütigung) zu pflanzen. So wurde aus dem hochfahrenden Basler Professor der demütige Evangelimann, der 1532/33 in der Appenzeller Einöd in zerschlossen-schmutziger Schauben, Medizin mit Mystik vertauschend wie weiland Bruder Klaus, den tiefsten Heymlichkeiten nachsinniert und «arm und bettelarm» nicht müde wird ohn Lidlon zu arzten und die Nachfolge seines obersten Lehrmeisters in der Umbruchzeit der Reformation zu predigen, daneben sich aber ergötzt in «seliger» und ihn beseligender Weise über die Elementargeister als Wunderwerke Gottes zu schreiben.

Mit den «rationalistischen Methoden» Oettlis ist diese große

Geistgestalt allerdings nicht zu erfassen. Er hat es versucht wie weiland der Patriarch mit seinem Engeldämon, aber leider mußte er ungesegnet von dannen gehen. Ich begreife Herrn Kollegen Oettli, wenn er von der «intellektuellen Qual» spricht, die ihm das Lesen der Originalwerke bereitet habe. Ich darf ihm hier etwas verraten. Mehrere Jahre brachte ich allein mit vergleichenden philologischen Studien zu mit der Erstausgabe der Sagax von Toxites (1571), der Zweitausgabe von Huser (1591), den beiden Straßburger Zetzner-Ausgaben von 1603 und 1616, der lateinischen Genfer De Tournes Ausgabe von 1658, der Sudhoff-Edition usw. Ich muß gestehen, daß sich zum Beispiel Sudhoff nur an die Zweitausgabe gehalten hat, die Husersche Interpolationen usw. aufweist, die Paracelsus laut Erstausgabe nicht geschrieben hat und ihm nicht angekreidet werden können. Wie herrlich frisch sind dagegen seine Defensiones. Auch mir waren solche Funde unangenehm. Wer trägt daran die Schuld? Niemand als die *Verleumder*, die ihm in Nürnberg, Wien und überall den Druck der Originalwerke mit den vielen schwyzertütschen Wörtern, die verballhornt wurden, verunmöglicht haben. Nicht nur wenige Jahrzehnte nach seinem Tod ist Paracelsus als große Geistgestalt anerkannt worden, sondern alle Jahrhunderte hindurch. Um wenige Verehrer zu nennen: Shakespeare nannte ihn den größten Arzt seit Galen, Goethe, der «Illuminat», zitiert ihn mehrfach in den «Ephemerides», Novalis wollte ein Kapitel schreiben: In der Werkstatt des Archeus, Schopenhauer zitierte seine Theorie der Willensfreiheit usw., die auch nach Vorträgen des Romantikfeindes Prof. Fr. von Müller, München, die einzig richtige Lösung der menschlichen Willensfreiheit darstelle. Auch ich kenne nur eine Lösung dieses schwierigen Problems im paracelsischen Sinne. Kürzlich fand hierüber eine Fakultätendiskussion in Zürich statt, die sich speziell in den Vertretern der Psychiatrie und Philosophie nicht einigen konnte. Paracelsus, «der Phantast mit den hohlen Konstruktionen», hat nach dem Internisten Prof. von Müller und nach Prof. Vogt die beste Lösung gegeben durch seine Dreiteilung der menschlichen Wesenheit in physischen und astralen Körper und Geistich. Predestinatz oder Determination, die bei einiigen

Zwillingen gerade durch Prof. Vogt einwandfrei nachgewiesen ist, gilt nach Paracelsus nur für den elementischen Körper, der von diesem Planeten verzehrt wird, aber auch vom astralen Körper, der den physischen mit dem Geistich verbindet und im «Gestirn» mitsamt dem Erinnerungsleib der Taten und Untaten «verzehrt» wird (Purgatorio), während allein der Geist zum Urgeist oder seinem Widersacher, dem Ungeist, zurückkehre. Die Determination gilt sowohl für den physischen Leib (Vererbung) als auch den Triebleib oder Astralleib, das heißt die niedere Sinnenseele, von Paracelsus in der Ph. Magna auch Tierleib genannt. Willensfreiheit besteht nach Paracelsus jedoch für das Geistich, wenn es nicht «besessen» ist vom «Tier im Menschen», wofür unsere Tage ja erschreckende Beispiele gerade in dem von Oettli zitierten Nationalsozialismus in Hülle und Fülle dargeboten haben. Auch hier wollte der Chemiker Paracelsus — und das ist der Sinn der sogenannten Geistes-Alchymisten — das Tier im Menschen separieren, ertöten oder reduzieren; den «Engel» im Menschen beleben, oder mindestens sublimieren. Hierin liegt Sinn und Zweck der höheren Alchemie: Separation des Amalgams von Tierdämon und höherer geistiger Wesenheit, was die heutige Psychotherapie ja auch mit einem Alchymistenausdruck bezeichnet: Sublimation! Auch Prof. Vogt, der größte Ophtalmologe, den die Schweiz je hatte, der unter anderem auch die Determination der Erblehre mathematisch fest verankert hat, zählte nicht nur als Mitglied zur paracelsischen Geistgemeinde, sondern erwies sich als Geistbruder Paracelsi, wenn er in der Vorrede zu seinem Buch über die Therapie der Netzhautablösung schrieb: Ein Genius verlieh Gonin die Gnadengabe, den Dämon der Finsternis durch diese Erfindung zu bannen.

Der Artikel von Oettli beweist erneut, daß unsere Universitäten unbedingt die Grundlinien der Geschichte der Medizin im Überblick vermitteln sollten, damit nicht «unser größter Schweizer Arzt» (Locher, 1851) immer wieder neu verleumdet wird. Denn wie die Reformation einen «Umbruch» gebracht hat, so sicherlich auch Paracelsus im Sinne von Nationalrat Dr. E. Bircher. Hat man ihn doch schon zu Lebzeiten den Luther der Medizin genannt, obwohl sich Paracelsus selbst da-

gegen verwahrt hat: Jeder soll seine Sache für sich verantworten! Prophetisch hat er aber auch geschrieben: «Mehr will ich richten nach mein todt als bei mein lebzeit». Er hat auch hierin Recht bekommen, indem zum Beispiel der Dekan der Leipziger medizinischen Fakultät, Prof. Dr. Sudhoff, das ihm durch Prof. Stromer, auch Dekan der gleichen Fakultät, angetane Unrecht wieder gut machen mußte, indem er in 50-jähriger Arbeit alle paracelsischen Schriften sammelte, sichtete, neuedierte, wodurch das Unrecht des Druckverbotes durch Prof. Stromer (1529) wieder gut gemacht wurde nach uraltem Gesetz.

In der soeben herausgekommenen Entwicklungsgeschichte der Chemie von Prof. Fierz-David wird Paracelsus als «der größte Vertreter der Chemie in der Renaissance» bezeichnet; er «war ein praktischer Chemiker und erster Vertreter der Jatrochemie»; «er kämpfte unablässig für die Einführung chemischer Präparate in die Arzneimittellehre und wurde dadurch zum Begründer der eigentlichen Pharmazie». «Er versuchte sozusagen alle Metalle und deren bekannte Verbindungen auf ihre Wirksamkeit. Bei seinen neuartigen Methoden stieß er auf höchst wertvolle Stoffe, die sich später allgemein in den Arzneischatz einbürgerten. Wir verdanken ihm die Einführung von Quecksilbersalzen zur Behandlung von verschiedenen Krankheiten, wobei er auch zeigte, daß giftige Substanzen in geringer Dosis eine Heilwirkung haben können. Paracelsus verwendete auch arsenige Säure, Schwefelsäure, Schwefelmilch, Eisen- und Antimonpräparate. Besonders wichtig war sein Bestreben, aus den Drogen die wirksamen Bestandteile, deren Quintessenzen, zu extrahieren und den unwirksamen Ballast zu entfernen. Auf diese Weise entstanden erstmalig viele Tinkturen, Essenzen, Extrakte, die er in die Heilkunde eingeführt hat.» Prof. Fierz stützt sich teilweise auf veraltete Quellen wie H. Kopp, die in vielen Punkten längst überholt sind oder nur einseitig orientieren. Trotzdem referiert er richtig: «Paracelsus muß sich viel mit Chemie beschäftigt haben, denn seine Kenntnisse waren bedeutend und stützten sich auf eigene Beobachtung. Er erkannte zum Beispiel, daß im Alaun eine sogenannte Erde und kein Metall vorhanden ist. Für die Unterscheidung der Metalle

betrachtete er die Duktilität als eine wesentliche Eigenschaft. Daher unterschied er die ihm bekannten nicht duktilen, wie Zink und Wismuth von den andern und nannte sie Bastarde der Metalle. Er legte so den Grund zu der Einteilung in Ganz- und Halbmetalle, die noch im 19. Jahrhundert gebräuchlich war. Er fand auch eine Methode, welche die Amalgamierung des Kupfers erleichterte usw.» Diese wenigen Funde gehen auf die Untersuchungen H. Kopps vor — 103 Jahren zurück (Geschichte der Chemie, 1843). Seither sind zahllose weitere chemische Neufunde Paracelsi von dem oben zitierten Prof. P. Walden, Rostock, D. Schmaltz und vielen andern bekannt geworden.

Nicht nur die Geschichte der Medizin, sondern auch die der Chemie und vor allem die der Philosophie schützt Paracelsus vor solch krassen Verleumdungen, wie sie Oettli in diesem Blatt in seiner einseitigen Polemik gegen Nationalrat Dr. E. Bircher erhoben hat, wenn sie — studiert würde. Alle Hauptchemiker der folgenden Zeiten waren geistige Nachfahren von Paracelsus, wie Prof. Fierz ausführt, von Basilius Valentinus mit der paracelsischen Antimonmedizin über Agricola (Bergwerksbuch) zu B. van Helmont und J. Glauber bis zu Stahl, Boyle und Lavoisier.

Zu noch weitergehenden Schlüssen kommt Prof. Brinckmann im II. Band der NAP.: Paracelsus und die Seele der modernen Technik, wo in überzeugender Weise Oettlis von keiner Geschichtskennntnis getriebene Entstellungen widerlegt werden, «daß bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts Paracelsus von fast allen ernstern Ärzten abgelehnt worden sei», «daß die Entwicklung der Medizin zur Naturwissenschaft von ihm keine Notiz genommen» und was derlei Geschichtslügen mehr sind. In Fächern, die man nicht kennt, läßt sich am besten dilettieren, auch in Philosophie. Nur müssen die Dilettanten gewärtigen, daß sie von der objektiven Wissenschaft der Geschichte, die auch die von Oettli geforderten Methoden rationeller Forschung kennt, korrigiert werden. Auch sollen die Dilettanten beherzigen, daß subjektive «Bekanntnisse» mit objektiver rationaler Forschung nichts zu tun haben. Psychologisch interessant ist hiebei, daß der ganze Chorus der Paracelsus-Verleumder,

von Oporin bis Oettli, immer mehr gehört worden ist als der sehr große Kreis der wirklichen Kenner, deren Kette von Paracelsus bis heute nie abgerissen ist. «In Paracelsi Laboratorium wurzelt die chemische Großindustrie von heute. In seiner Naturanschauung sind die Ideen über die Harmonie und Einheit alles Stofflichen, die Phantasie und Denkkraft der künftigen Forscher ausrichten und schöpferisch zu Entdeckungen und Erfindungen führen. In Paracelsi Denken über die Elemente findet die Chemie ihre Motive um (den Rationalisten) Aristoteles zu überwinden, zu den Müttern der Stoffe vorzudringen und die Gesetze zu entdecken, die das Spiel der Stoffe regeln und im Wesen der Atome ihren Grund haben», die Paracelsus als eine «Büx voll Kraft und Macht» bezeichnete, die in Strahlen übergehen können (Prof. Brinckmann).

Prof. Brinckmann weist l. c. auch nach, daß seit Paracelsus die Aurea Catena induktiver Naturforschung über Thurneisser (1530—1596), Francis Bacon (1561—1626), der «von Paracelsus entscheidende Anregungen empfangen hat» (S. 157, l. c.), zur Phlogistontheorie von Stahl (1660—1734) und unsere Zeit nie abriß. Während Oettli die Lehre des Paracelsus von den drei alchemistischen Prinzipien Sulphur, Merkur und Sal zu «hohlen Hilfskonstruktionen» degradiert, weiß jeder Paracelsist, daß Paracelsus damit als chemischen Prinzipien des Brennbareren, Verdampfbareren und der Rückstände eben die hohlen Hilfskonstruktionen der hippokratischen Medizin von den Humores ersetzen mußte, woraus dann Stahl 1697 die Phlogistonlehre entwickelte, auf die Lavoisier seine Sauerstofftheorie aufbauen konnte. Jedoch bis 1829 lebte die aus Paracelsus geschöpfte Theorie Stahls weiter und führte zur unwälzendsten Erfindung auf dem Gebiet des Maschinenbaus, der Dampfmaschine, wie Prof. Brinckmann ausführt: «So steht die Konstruktion der Dampfmaschine über das Bindeglied der Stahlschen Phlogistontheorie mit den chemischen Anschauungen des Paracelsus in unmittelbarem Zusammenhang» (Nova Acta Paracelsica, II. Bd., S. 166). Aus den autobiographischen Aufzeichnungen *Liebigs* geht hervor, daß auch dieser Chemiker entscheidende Anregungen von Paracelsus erhalten hat, so daß er in seiner Akademierede über Bacon sagen mußte: «Wie ganz anders

stellen sich uns die reformatorischen Bestrebungen von Paracelsus dar und sein Einfluß auf seine Zeit (als die Verleumder sie schildern). Wenn er das alte morsche Gebäude Galens und Avicennas zertrümmerte, so wissen wir auch, daß er den Grund zu einem neuen legte, daß mit ihm eine neue Periode der Naturbetrachtung begann, die sich in Medizin und Chemie geltend machte. Selbst seine zeitbedingten Irrtümer übten mittelbar einen fördernden Einfluß auf die Naturwissenschaften aus. Seine Lehren erweckten ihm eine Reihe von enthusiastischen Schülern und Anhängern, die nur der gewinnt, dessen Macht und Vermögen groß genug sind, um andere mächtig oder reich zu machen». Dieses Urteil des großen Chemikers Liebig widerlegt auch die Verleumdungen Oettlis und ließe sich — wenn Platz vorhanden wäre — vertausendfachen.

Als hohle Konstruktion bezeichnet Oettli auch den paracelsischen Hyleaster und macht da munter mit im Spiel des Basler Pamphletes «Aus der Hölle»: Des Galenos Schatten wider Theophrastus oder besser Kakophrastus, wo es heißt: Auch ich weiß nicht, was Archeus ist oder dein Yliadus. Eine kurze Erklärung hierüber sei also noch gestattet. Daß die Pflanze ätherisch belebt, das Tier seelisch — oder in der Ausdrucksweise Paracelsi: astral — belebt ist, der Mensch dazu geistig begabt, weiß jedermann. Hyle ist gleich Materie und Astron gleich Seele. Also bedeutet Hyleaster nichts anderes als: beseelte Materie, die einen Teil der erst neulich wieder entdeckten «Kollektivseele» erhalten hat, welche die ganze Sternenwelt gemäß Sinn und Satzung des Urgeistes durchflutet und als Kollektivseele belebt. Paracelsus hat diese Ausdrücke selbst geprägt. Ich habe sie beim Studium der ganzen Philosophiegeschichte, speziell der Neuplatoniker nirgends gefunden. Der Hyleaster ist also der Motor der Materie oder ein Teil der von der Sternenwelt stammenden Kollektivseele wie auch der Archeus oder Archeites an die Archetypen gemahnt, die ja wie die Komplexe usw. in der modernen Psychologie eine wichtige Rolle spielen. Fast alle Begriffe der Tiefenpsychologie sind in der paracelsischen Psychiatrie bereits vorweggenommen! Mit dem Unterschied, daß Paracelsus viel konkreter ist und schreibt: nicht wir haben die Komplexe oder den Archeites, sondern der Archeus hat uns;

nicht wir haben die Dämonien, sondern die Dämonen haben uns, was ja für die heutige Zeit laut Vorstandsmitglied der Schweizerischen Paracelsusgesellschaft Prof. Dr. C. G. Jung ganz genau stimmen soll! Oder um auch Goethes Faust zu zitieren wie Oettli: Den Teufel spürt das (dumme) Völklein nie und wenn er es beim Kragen hätte.

Nicht nur in physische Wachstumsstufen zerfällt das menschliche Leben, sondern auch in geistige. Jeder, der strebend sich bemühte, weiß von einer tieferen Stufe, wo ihm vielleicht Langes Geschichte des Materialismus und Rationalismus Führer und Verführer war, ohne daß er Willmanns Geschichte des Idealismus kennen lernte. Viele bleiben auf solchen Stufen stehen, auf denen nur der Rationalismus gilt, der froh ist, wenn er Regenwürmer findet. Es gibt allerdings eine noch tiefere Stufe, die Heine charakterisierte mit den Versen: Niemals habt ihr mich verstanden, niemals auch verstand ich euch. Nur wenn wir im Kot uns fanden, dann verstanden wir uns gleich. Jedoch mündet auch der Rationalismus der Mathematik, wie schon oben erwähnt, ins Irrationale, Imaginäre und Infinitesimale. «Gerne richten wir den Weg unserer Untersuchungen rationalistisch so ein, daß wir den mathematischen Lösungsmöglichkeiten folgen, so wie ein Wanderer den Oasen nachgeht. Nur wissen wir, daß zwischen den spärlichen Oasen, wo die mathematischen Lösungen der rationalen geradegewachsenen Differentialgleichungen blühen, die weiten Gefilde des Irrationalen sich erstrecken» (Brinckmann-Eichelberg). Daß Paracelsus das Rationale und Irrationale, das natürliche Licht und das übernatürliche, kannte und für seine Forschungszwecke zu einer Synthese verschmolz, macht ihn groß, so daß man ihn als Metaphysiker neben Plotin reihen muß, von dem der Mathematikprofessor Andreas Speiser in seinem kürzlich neu aufgelegten Buch: Die mathematische Denkweise, Seite 57, schreibt: Plotins Schriften gehören heute noch zum Aktuellsten (und, fügen wir bei, zum Richtigsten), was man in der Philosophie studieren kann. Sie eröffnen uns Welten voll von geistigen Atomenergien, die so realexistent sind wie die physikalischen der heutigen Ultrachemie. Deswegen haben auch die geistigen Nachfahren der Alchemisten, wie sie Prof. Jung in

seinem Werk über Psychologie und Alchemie gezeichnet hat, die Rosenkreuzer, Paracelsus infolge seiner umfassenden Kenntnisse der geistigen Bereiche neben dem Kusaner als einen ihrer Ahnherrn bezeichnet. Zum Beweis zitiere ich aus der Fama Fraternitatis Roseae Crucis die bekannte Stelle über Paracelsus: Ein solcher (Held und Kämpfer gegen die Finsternis) ist auch in seiner Vocation gewesen / Theophrastus / so gleichwohl in vnserer Fraternitet nicht getretten / aber doch den librum fleißig gelesen / vnd sein scharfes ingenium dardurch angezündet. Aber diesen Mann hat der Gelehrten vnd Nassweysen Vbertrag / auch in dem besten Lauff gehindert — / doch ist gedachte Harmonia gründlich bey jhme zu finden. Nach dem Londoner Historiographen der Geheimlehren, Charles William Heckethorn, bezweckten und bezwecken die Rosenkreuzer, was Paracelsus im Buch über das Fundament der wahren Weisheit und Wissenschaft auch will: Erweckung des Geistesmenschen, die sog. Wiedergeburt der Seelen-Alchymisten, oder wie Heckethorn wörtlich schreibt: «das Öffnen der geistigen Augen, damit der Mensch befähigt werde die übersinnliche Welt zu erblicken und sich mit innerlicher Erleuchtung zu erfüllen, die zu wahrer Erkenntnis führen würde». Diese Geistes-Alchymisten kann man daher nach Heckethorn auch als Theosophen bezeichnen. Hierüber zu lächeln wäre ebenso töricht wie die Irrationazahl oder die imaginären Zahlengrößen der Niederen Mathematik zu verspotten, da ihnen eben Realexistenz zu kommt wie auch dem Infinitesimalen. Reiner Rationalismus führt zu Materialismus, Kollektivismus und Vermassung, zu Trennung von Natur und Übernatur, die im staatlichen und wirtschaftlichen Leben zum bloßen rationalen Utilitarismus führt und in seiner verschärften Auswirkung zum Machiavellismus mit allen weiteren Ismen unserer Zeiten, die einen völligen Abfall vom paracelsischen Spiritualismus bedeuten. Wenn wir mit Oettli *nur* das natürliche Licht des Rationalismus bejahen, so anerkennen und züchten wir gerade das, was ihm einen Horror einflößt, nämlich die Barbar-Ismen unserer Zeit, welche die Büchse der Pandora weit wie noch nie geöffnet haben. Nach Präsident Truman sind ihre Dämonien nicht durch «rationalistische Methoden» zu bändigen, sondern

durch praktische Anwendung der Bergpredigt, was uns Hohenheim vorbildlich vorgelebt, nicht vorgeschwatzt hat. Als vierte Grundsäule seiner Reformmedizin proklamierte er im Paragranum die «Virtus», die Ethik, mit dem unvergänglichen Satz seines Spitalbuches: Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe. Analog schließt der Seher Dante seine Divina Commedia: L'amor che muove il sole e l'altre stelle. Hohenheim entspricht und genügt also höchsten Anforderungen und ist auch heute noch den Philosophen Führer, die nicht nur eine kümmerliche Talschau besitzen, sondern eine befreiende Höhenschau, wie mir kürzlich u. a. auch der Auslandredaktor des «Bund» mitteilte. Aber auch den rationellen Standpunkt von Kollege Oettli hat ja «der nüchterne Forscherernst» eines Paracelsus inauguriert, wie Prof. Sudhoff beweist auf Seite 280 seiner Medizingeschichte: «Hohenheims Größtes bleibt das eindringliche, unablässige Hindrängen auf die Bahn der Erfahrung, der Naturbeobachtung, des Experimentes, die er allein als die Grundlage der Natur- und Heilkunde erfaßt hatte und aufstellte, als deren erstes Opfer die Lehre von den Humores und ihren Komplexionen fiel. Der von ihm zuerst mit voller Klarheit ausgesprochene Gedanke, daß nur Naturbeobachtung, Erfahrung und Experiment den Fortschritt der Heilkunde wie *aller Naturwissenschaft* verbürge, machte seinen Weg.» Für Medizin und Naturwissenschaft postulierte unser «größter Schweizer Arzt» erstmalig: «Summa doctrix Experientia» (Basler Intimatio) und Praxis statt Theorik. Für die Geisteswissenschaften aber forderte er mit Recht zuerst Theorik, das heißt ontologisches, metaphysisches und auch magisch-mystisches Wissen, nicht etwa nur Glauben, der dem nicht Kundigen ziemt. Denn nach den Untersuchungen von Prof. C. G. Jung verdient sich der Christ ex opere operato die Gnadenfrüchte, während der «Geistalchemist» sich ex opere operantis, also aktiv, nicht passiv, ein Heilmittel des ewigen Lebens, pharmakum immortalitatis, schafft, das Parallele und Ergänzung des göttlichen und im Menschen fortgesetzten Erlösungswerkes darstellt. Hier treffen sich uraltes indisches Weistum der Brahmanen mit urchristlichem Gut, das allerdings nicht allen zugänglich ist, weil zu diesen Erkenntnissen das «natürliche Licht» des Rationa-

listen nicht mehr ausreicht. Was hiezu nötig ist, teilt uns Hohenheim in seinem reifsten Werk mit, der *Philosophia Sagax* oder *Astronomia Magna*:

«Zwo weissheit seyn in dieser Welt / ein Ewige vnnnd ein Tödtliche. Die Ewig entspringt one mittel / auss dem Liecht des heiligen Geists / die ander one mittel / auss dem Liecht der Natur. Die auss dem Liecht des heiligen Geists ist die gerecht / unbresthafftig Weissheit. Die auss dem Liecht der Natur / hat zwo Species an jhr / die gut vnd die böss Weissheit. (Vorred zur *Sagax* aus der *Toxites*-Erstausgabe, 1571). Ferner: «In die Schul adeptae Philosophiae gehet Fleisch vnd Blut nit / allein Spiritus Sydereus. Lernen solt ein Mensch in dreyen Schulen / der elementischen (der Rationalisten). Den Syderischen Leib in die Syderische Schul lassen gan / den ewigen in die ewige. Also brennen drey Liechter im Menschen / also seynd drey Doctrinae im Menschen / Also in den Dreyen erst ist der mensch perfect. Vnnnd wiewohl das ist / dass die zwo ein Finsternus seindt gegen dem dritten / so seindt sie doch Liechter der Welt / in denen der Mensch natürlich Liechter halben wandlen sol. (1571, *Toxites*-Ed., p. 70.) Also nicht nur die rationalistische Erkenntnis des Physisch-elementischen auf Grundlage der *Experientia et Experimenta* fordert Meister Paracelsus, nicht nur die Kenntnis des Astralkörpers als Verbindungsglied von Elementischem und Geistigem und Medium des Übersinnlichen, sondern er verlangt das Höchste: «Wie der Paraklet und die Jünger zusammengekommen sind, also gehören der Adeptus und der irdische Philosophus zusammen. Die Konjunktion vollzieheth der Paracletus» (69 b, *Toxitesausgabe* 1571).

Dr. J. Strebel.

ÜBER DEN CODEX PARACELSICUS 664
BERNENSIS

Weil von diesem Codex 664 der Stadt- und Hochschulbibliothek Bern Prof. Sudhoff im Vorwort des 12. Bandes seiner Gesamtausgabe paracelsischer Werke schreibt, daß er eine Handschrift zur *Philosophia sagax* darbiete, ließ ich das 99 Oktavseiten fassende Bändchen photokopieren, um es für den dritten Band meiner Edition, welche die *Sagax* umfaßt oder den X. Huserband, benutzen zu können. Das photokopierte Exemplar werde ich nächstens dem Archiv der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft übergeben, nachdem ich an der Tagung der SPG. 1945 kurz über meine Studienergebnisse referierte, die hier in Kürze einem weiteren Kreis mitgeteilt werden sollen.

Diese sogenannte paracelsische Handschrift stammt aus der Bibliothek von *Jacob Bongars*, 1554 — 1612, welche als «Bongarsiana» die Stadtbibliothek Bern als eine ihrer wertvollsten Sammlungen aufbewahrt, deren Bedeutung weit über die Grenzen unseres Landes hinausgeht. 1932 feierte die Stadt- und Hochschulbibliothek Bern das 300-jährige Jubiläum. Als gediegenste Festgabe erschien unter der Leitung von Herrn Dr. Hans Bloesch ein stattlicher Band, den der inzwischen verstorbene Dr. Hugo Marti «ein literarisches Denkmal bernischer Vergangenheit» nannte. Ich entnehme seiner Arbeit über die *Bongarsiana* folgende Notizen.

Da die *Bongarsiana* eine der bedeutendsten Humanistenbibliotheken war und da frühere Darstellungen ihrer Schicksale und Schätze heute doch wieder in Vergessenheit geraten sind, ist die Festschrift allen Liebhabern der Kulturgeschichte willkommen. Die *Bongarsiana* enthält nicht nur sehr wertvolle Handschriften, sondern auch wertvolle Bücher und künstlerisch wie sachlich wertvolle Miniaturen. Uns beschäftigt aber auch das Schicksal des Büchersammlers, nicht nur der Bücher (erst dann können wir auch Rückschlüsse auf die eventuelle Herkunft der paracelsischen Handschrift ziehen). Der Sammler und Besitzer der *Bongarsiana* war *Jacob Bongars*, Gesand-

ter des französischen Königs Heinrich IV. Er war kein Durchschnittsdiplomate, sondern ein hochgebildeter und menschlich bezaubernder Humanist, der seine Zeit in ihrer besten Ausprägung verkörperte. Und wenn diese Zeit — so schreibt Werner Jucker, der Verfasser dieses biographischen Kapitels — um etwas zu beneiden ist, dann um die Urbanität ihrer Wissenschaft. Was einer ihrer Vertreter an geistigem Gute zutage brachte, gehörte seinem ganzen Freundeskreis, die durch das Band der gemeinsamen lateinischen Sprache verbunden waren, ob er nun in Bourges, Basel oder Leiden las. Besser als viele Worte kennzeichnet eine Sitte jene Zeit geistiger Gemeinschaft im Sinne des Ideals von Melanchthon: man fügte seinem eigenen Namen im Besitzvermerk, den man vorne in seinem geliebten Buch anbrachte, die Floskel bei «et amicorum». Ein Mann wie Bongars war fern von jeder snobistischen Bibliophilie. Er vermachte seine Bücherschätze dem Sohn seines guten Freundes, seinem Patenkind Jakob Graviseth, der von lothringischer Abkunft, in Basel ansässig, sich mit der Tochter des Berner Schultheißen Franz Ludwig von Erlach verheiratete, wobei er das Bürgerrecht der Stadt Bern geschenkt erhielt. Die geschenkweise Erteilung des Bürgerrechtes — so vermutet Dr. B. Schmid in seinem Kapitel über den Donator der Bongarsiana — geschah wohl bereits mit Rücksicht darauf, daß Jakob schon damals seinem künftigen Schwiegervater von Erlach versprochen hatte, die Bongarsische Bibliothek der Stadt zum Geschenk anzubieten und so jene Gabe reichlich zu vergelten. Es sollten jedoch noch einige Monate vergehen, bis die Bongarsische Bibliothek in Bern ihren Einzug hielt. Es erhoben in Basel die Herren Passavant und Zunftmeister Fäsch als Gläubiger des Vaters Graviseth beim dortigen Räte gegen die Wegnahme der wertvollen Sammlung Protest und veranlaßten die «Verarrestierung» derselben. Graviseth fügte seinem Protest- und Rechtfertigungsschreiben hinzu, die Basler seien nur deshalb so aufgebracht, weil sie die seltene Bibliothek gar zu gerne behalten hätten. Bern beharrte auf seinem Recht und erteilte im Mai 1632 dem Magister Blepp den Befehl, er «sölle sich fürderlichst nacher Basel begeben und die bongartische Bibliothek inpacken» — was auch geschah. 1673 schrieb der Pariser

Arzt und Numismatiker Charles Patin von der Bongarsischen Bibliothek in Bern: Hors la bibliothèque de l'Empereur et du Roi je n'y ai jamais vu plus de manuscrits qu'il y en a dans cette bibliothèque de Berne. Ein Porträt des Jacob Bongars in *Ol* findet sich in der Berner Stadtbibliothek und ist im «Schweizer Sammler», Nr. 7/8, 1938, abgebildet, dem ich diese Angaben entnommen habe.

Das Format des 99 Seiten umfassenden handgeschriebenen Oktavbüchleins beträgt 17 zu 12 cm. Eine Originalwiedergabe in natürlicher Größe soll hier reproduziert werden. Zum Studium benützte ich ein vergrößertes Format: 23 : 17, das ich bei der Übertragung der *Philosophia Sagax* oder *Astronomia Magna* aus der Erstausgabe von Toxites 1571 (Frankfurter Druck von Martin Lechler im Verlag von H. & S. Feyerabend) fortlaufend verglich mit der zweiten Gesamtedition von Johannes Huserus 1591 (Basler Druck durch Conrad Waldkirch) und der von Prof. Sudhoff (XII. Bd. 1929). Dabei bin ich zu folgenden Schlüssen gekommen, die ich hier summarisch zusammenfasse:

1 / der Codex paracelsicus bernensis 664 ist keine eigentliche paracelsische Handschrift, von denen leider gegenwärtig keine mehr existiert, wie sie Huser mitsamt seinem Lehrer Montanus, dem ganzen großen schlesischen Paracelsistenkreis, auch dem Straßburger Arzt und Humanisten Michael Schütz, genannt Toxites, den Basler Paracelsisten Oporin, Adam von Bodenstein u. a. noch reichlich zur Verfügung standen, sondern nur ein Exzerpt eines Unbekannten, wahrscheinlich Arztphilosophen. Die Handschrift bietet nur *Analecta* und ist die Frucht eines durchgängigen Studiums *der Erstausgabe von Toxites*.

2 / der Autor des Paracelsus-Codicis bernensis 664 hat die zweite Ausgabe der *Philosophia Sagax* vom Jahre 1591 nicht benutzt, weil an zahlreichen Beispielen dargetan werden kann, daß er die Schreibweise der Erstausgabe kopiert, nicht die von Huser, die zahlreiche Interpolationen zeigt, wie ich auch bildmäßig im III. Band meiner *Sagax*edition 1946 bewiesen habe. Zur Ergänzung der Faksimilebelege aus Toxites, Huser und Sudhoff l. c. folge hier noch der Faksimilebeleg aus dem Berner Codex selbst. Weil in meinem dritten Band die Faksi-

milia S. 189, 191 und 193 beweisen, daß auch Sudhoff Fehler der Huseredition getreulich kopiert hat, welche in der Erstausgabe nicht stehen: Ebriecatum statt Ebrietatum, muß ich auch hier erstmalig die betreffende Seite der Berner Handschrift wiedergeben (S. Faksimileblatt 3).

Man beachte z. B. in der Berner Handschrift das deutlich geschriebene Wort: Ebrietatum, das heißt, die Gabe der ekstatischen Rauschzustände oder der Ekstase, de dono ebrietatum. Nur die Erstausgabe von Toxites 1571 hat die richtige Schreibweise, die auch die Berner Handschrift aufweist, während Huser 1591, Sudhoff 1929, Aschner 1932 einander den philologischen Unsinn des Ebriecatum abkopiert haben. Das Wort Ebriecatum existiert nicht. Hingegen ist eben «Ebrietatum donum» als Ekstase aufzufassen, über die Paracelsus in der Sagax schreibt wie über den Mediumismus, das Hellsehen, den Astralkörper als Bindeglied von elementischem Körper und geistiger oder mentaler Wesenheit und als Wirkungsglied des Magnetismus usw. Weil nun der Exzerpist der Berner Handschrift diesen Fehler aller späteren Kopisten und Übersetzer nicht begeht, muß er das Original der Erstausgabe benutzt haben. Dieser Fehler ist zu verstehen, wenn man den im Original sehr hochstehenden Querstrich des t studiert, das leicht als c zu interpretieren ist. Auf weitere Argumente soll hier nicht eingegangen werden.

3 / damit ist eine ziemlich sichere zeitliche Datierung der Berner Handschrift möglich: sie muß nach 1571 entstanden sein und unbedingt vor 1591. Wo sie entstanden ist, läßt sich heute nur vermuten. Die meisten Analecta stammen aus dem reichverzweigten schlesischen Paracelsistenbund. Schon Montanus und mit ihm seine zahlreichen Schüler, von denen später der bedeutendste, Johannes Huserus, sich Brigoius nannte, also in Freiburg praktizierte, pflegten aus den ihnen vorliegenden echten paracelsischen Handschriften, die sie auf speziellen Reisen, z. B. auch in Neuburg a. d. Donau sammelten, nicht nur wortgetreue Kopien anzufertigen oder anfertigen zu lassen, sondern sehr oft auch Exzerpte zu machen, oder sogar paracelsische Gedankenreihen im Extrakt selbständig wiederzugeben wie die sog. «Philosophia ad Athenienses» be-

weist, die allerdings auch Nichtparacelsisches alchemistisch zusammenbraut. Solche Analecta besaß nicht nur Huser in Freiburg i. Br., sondern auch Toxites in Straßburg, der trotz chronischer Geldnöte selbst die Reise nach Salzburg nicht scheute, um in den Besitz paracelsischer Schriften zu kommen. Ein solches Exzerptenbändchen hat nun Jakob Bongars seiner berühmten Bibliothek einverleibt. Die Fährte weist mit großer Wahrscheinlichkeit auf Straßburg und auf Toxites, eben den Erstherausgeber der Ph. Sagax. Toxites war zuerst Lateinlehrer bevor er Arzt wurde und brillierte in lateinischen Carmina und Übersetzungen für hochstehende und zahlende Mäzenaten. Hier taucht die Frage auf: haben wir es hier vielleicht mit einem Exzerpt von Toxites selbst zu tun? Handschriftliche Vergleiche, die mir nicht zur Verfügung stehen, würden diese Frage rasch klären. Auffällig ist, daß fast auf allen Seiten des Berner Codex sich lateinische Übertragungsansätze finden, die möglicherweise Anlaß gaben zur ersten lateinischen Gesamtausgabe der paracelsischen Werke, die bekanntlich nicht weit von Bern, in Genf, 1658 in der herrlichen De Tournes Edition in drei Foliobänden erfolgte.

Diesen mehr summarischen Argumenten und Anregungen möchte ich die weitere Anregung anschließen, daß sämtliche Handschriften schweizerischer Bibliotheken, die Paracelsica betreffen, photokopiert und der schweizerischen Paracelsusgesellschaft zum Studium überwiesen würden.

Inzwischen fand ich in der Bürgerbibliothek Luzern ein chirurgisches Manuskript von Toxites Hand, so daß vergleichende Schriftuntersuchungen möglich sind und die Frage entschieden werden kann, ob der Codex bernensis von Toxites selbst stammt.

Dr. J. Strebel.

MICHAEL SCHÜTZ, GENANNT TOXITES,
 ERSTHERAUSGEBER
 DER
 PHILOSOPHIA SAGAX PARACELSI

Bei der Edition der *Astronomia Magna* oder *Philosophia Sagax* Hohenheims im dritten Band der schweizerischen Paracelsusausgabe (Zollikofer, St. Gallen) habe ich erstmalig die Erstausgabe von Toxites 1571 («gedruckt zu Franckfurt am Mayn / bey Martin Lechler / in verlegung Hieronymi Feyerabends Anno MDLXXI», geschmückt mit dem Holzschnitt des Winterthurers I. A. = Jost Ammann) philologisch exakt vergleichend mit der zwanzig Jahre späteren Basler Quartausgabe des Montanus Schülers Johannes Huser studiert, wobei ich an weit über hundert Stellen fand, daß Prof. K. Sudhoff in seiner Edition der *Sagax* 1929 nur den Text der Huseredition 1591 benutzt hat. Sudhoff bringt Husersche Interpolationen, die bei Toxites nicht zu finden sind, wie die in unserem dritten Band photokopierte. Auch kopiert Sudhoff Fehler der Huserausgabe getreulich, die Toxites nicht enthält, wie u. a. das *Donum ebriecatum* statt *ebrietatum* usw. Weil nun die Differenzen sich hauptsächlich nur im ersten Hauptbuch der *Sagax* finden, das eigentlich allein vollendet ist, während die übrigen Torsi geblieben sind, mußte ich den Schluß ziehen, daß Toxites ein anderes Manuskript zur Verfügung stand als Huser, der im *Catalogus* zum X. Band angibt, daß er das erste und zweite Buch der *Sagax* «Ex Manuscriptis D. Joh. Montani, praeceptoris, et aliorum» genommen habe, während ihm für das Fragment des vierten Buches «Theophrasti eigne Handschrift» zur Verfügung stand. *Aliorum* bedeutet sicher, daß ihm die Toxites Ausgabe auch zur Hand war. Die Abweichungen aber beweisen, daß er nach dem Manuskript seines Lehrers Montanus kopiert hat, Toxites aber ein anderes zur Verfügung stand. Auf der Suche nach der Unterlage zur Erstausgabe der *Sagax* durch Toxites 1571, stieß ich auf die schöne Arbeit von C. Schmidt: *Toxites, Leben eines Humanisten und Arztes aus dem 16. Jahrhundert* (1888). Mein benutztes Exemplar ist ein

Widmungsbuch des Straßburger Historikers C. Schmidt an den Luzerner Historiker Th. von Liebenau.

Im I. Band der «Bibliographia Paracelsica», Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften, von Karl *Sudhoff* (Reimer, Berlin, 1894), wird sub 131 die Toxitesedition besprochen und gesagt, daß «Huser in den beiden ersten Büchern die Ausgabe des Toxites benutzt hat, da die Abweichungen recht geringe sind». Die deutschen Kapitelüberschriften des Toxites (die wir auch in unserem 3. Band wiedergeben) seien bei Huser nicht anzutreffen und wohl als Zugabe des Toxites zu betrachten. Nach obigen Ausführungen ist dies nur sehr bedingt richtig.

Vergleichen wir die Herausgeber der Paracelsischen Schriften im oben zitierten Sudhoffband, S. 698, so finden wir hauptsächlich drei Großherausgeber Paracelsischer Schriften, nämlich: *Adam von Bodenstein* mit 43 Nummern, *Michael Schütz* mit 30 und *Gerhard Dorn* mit 21. Während Bodenstein erstmalig schon 1560 edierte, treffen wir Toxites erst 1564 und Gerhard Dorn 1568 als Herausgeber paracelsischer Werke. Vergleichen wir die Druckorte, so ersehen wir, daß *Basel die Ehre und der Vortritt gebührt, die meisten Werke Paracelsi gedruckt zu haben, nämlich 83*. Frankfurt folgt mit 76, hernach Straßburg mit 53, Köln mit 22 und — last not least — London mit 30, wobei sich am letzteren Ort zweifellos der Zweig der Rosenkreuzer Verdienste um die englischen Editionen erwarb, wie auch aus meiner Studie «Paracelsus und die Rosenkreuzer» im 3. Band der NAP. hervorgeht.

Doch zurück zu Toxites, diesem merkwürdigen Lebensschicksal eines Humanistenarztes aus dem 16. Jahrhundert, dessen biographie romancée auch ohne paracelsischen Einschlag erzählenswert wäre. Toxites ist zwar keine hervorragende Persönlichkeit, aber interessant in seinem Lebenslauf, den er als Humanist und Poet begann und als Alchimist und paracelsischer Arzt beendigte. Conrad *Gesner* berichtet über ihn in der *Bibliotheca universalis*, Zürich 1545. Auch in der Basler Universitätsbibliothek finden sich Briefe von ihm an Bonifaz *Amerbach*, in der Zürcher Stadtbibliothek solche an *Bullinger* usw. Viele Akten finden sich in Straßburg, wo Toxites als Humanist und Arzt wirkte.

Lassen wir in Kürze das Leben und Wirken von Toxites Revue passieren, um etwas länger beim paracelsischen Arzt in Straßburg und Hagenau zu verweilen. Michael Schütz, später genannt Toxites, wurde etwa um 1515 in *Sterzing* im Pustertal, das allen Paracelsisten wohlbekannt ist, geboren. Da Tyrol zum alten Rhätien gehörte, konnte er sich den Zunamen *Rhätus* beilegen, weswegen ihn viele für einen Graubündner hielten. Zum geistlichen Stand bestimmt, besuchte er die Lateinschule von Dillingen. 1532 wurde Michael Schütz, «der Dillinger» als *baccalaureus artium* promoviert. 1535 treffen wir ihn in Pavia, wo er auch medizinische Fächer belegte, als *Famulus* des bayrischen Grafen Otto Truchsess zu Waldburg. Nach einem Aufenthalt in Wittenberg, wo er Melanchthon kennen lernte, wurde er Schulmeister zu Urach 1537. Als Schulmeisterpoet kam er nie aus der Armut heraus, wie er selbst in einem *Carmentis* schreibt: *Non se tollet humo facile hic quem vexat Paupertas*. Bald erfuhr er aber ein hartes Schicksal, das ärger war als alle Geldnot. Gegen Ende des Monats Oktober 1539 fand man an einem Pfeiler des Uracher Rathauses einen Zettel angeklebt, auf dem Reime gegen den Stadtpfarrer W. Strauß zu lesen waren: er sei ein Trunkenbold usw. und gehöre in die Schelmenzunft. Wer anders konnte in Urach Verse gemacht haben als der Schulmeister Toxites. Er wurde verdächtigt, obwohl sich viel später ein anderer als Urheber bekannte, ins Gefängnis geworfen und — gefoltert. Viermal ertrug Toxites die Folterqualen, «bei seiner Seele Seligkeit und bei dem jüngsten Gericht» seine Unschuld betuernd. Erst nach der fünften Folterung entriß ihm der Schmerz ein Geständnis und weil er glaubte, es seiner Frau und seinen zwei Kindern schuldig zu sein, sich ihnen mit ganzen Gliedern zu erhalten, zumal ihm ein Geständnis nur Turmstrafe eintrüge. Doch kam es anders. Toxites mußte für Württemberg Urfehde schwören. Der Henker holte ihn aus dem Turm, entblößte ihm den Rücken, schlug ihn bis vors obere Tor und ließ ihn da liegen als erbarmenswürdiges Opfer einer noch erbärmlicheren Justiz. Seine Frau und seine zwei Kinder kamen ihm nach. Elend und ärmer als je zogen sie gen *Basel*, wo sie Schutz fanden.

Von Basel ging Toxites nach Straßburg, wo er Lehrer am

Gymnasium wurde und sich — wie Paracelsus 1526 — das Bürgerrecht kaufte. Hier verfaßte er so viele und gewandte Carmina, daß Toxites auf dem Reichstag zu Speier 1544 vom Kaiser zum Poeta laureatus gekrönt wurde, mit Anspruchsrecht auf ein Wappen, das ihm König Ferdinand bewilligte. Die Ehrung stieg ihm zu Kopf, so daß er öfter als nötig «ad refec-tionem ingenii einen starken Trunk zu tun pflegte», weswegen er sein Amt in Straßburg verlor trotz Krankheit seiner Frau, die bald hernach starb. Zweitmalig verheiratete er sich mit einer vermöglichen Witwe, mit der er nach Basel zog, wo er sich als Poeta laureatus in die Universitäts-Matrikel eintragen ließ. Da er hier trotz Freundschaft mit B. Amerbach keine Stelle fand, ließ er sich als Ludimagister nach Brugg, damals bernisch, wählen. Auf der Reise nach Brugg besuchte er Bul-linger in Zürich, wo er gastfreundlich empfangen wurde. In der Brugger, vom Magistrat unterhaltenen Schule wurden latei-nische Grammatik, Rhetorik, Logik, auch Griechisch und Heb-räisch gelehrt. Der Schaffner der Schule, der bernische Hof-meister des Klosters Königsfelden, versah zugleich das Amt als Examinator und Inspektor. 1550 schrieb er von Brugg nach Basel: Ich bin hier mitten in der Barbarei, habe Niemanden, mit dem ich mich unterhalten kann. 1551 verließ er Brugg, bestieg mit Weib und Kind und Habe den Rollwagen, um nach Straßburg zu fahren. Er bewarb sich um das Amt eines Comes palatinus und erhielt es auch. Ein kaiserlicher Pfalzgraf war befugt Notare zu ernennen, uneheliche Kinder zu legitimieren, untergeordnete Privilegien zu erteilen, welches Alles um Geld geschah. Da er nun ein großes Haus bewohnte, logierte er Fremde ein, denen er auch ärztliche Hilfe angedeihen ließ. Zu Straßburg bestand damals noch keine strengere Ordnung über die ärztliche Praxis. Bader, Zahnbrecher, Scherer, Kräutler, alte Weiber, Scharfrichter pfuschten in die Heilkunst. Mittlerweile hatte sich ein verlumpter Student, der Landsknecht in Urach gewesen war, als Verfasser der Schmäherse bekannt, deret-wegen Toxites gefoltert und verbannt worden war. Die Reha-bilitation mit Entschädigung von hundert Gulden war deshalb unschwer zu erzielen, zumal dem neuen Herzog Christian von Württemberg ein Carmen panegyricum aus Toxites Feder über-

reicht wurde. Zu Tübingen wurde Toxites als Professor der Poesie angestellt, d. h. als Interpret der Vergilschen Werke. 1558 wurde er auch zu Tübingen in den Senat gewählt und wurde später Dekan der Artisten-Fakultät. Als solcher wollte er als Reformator der Universität auftreten, wobei er in Konflikt mit Studenten und Mitlehrern kam. An der Tübinger Kirch-türe schlug man deshalb Spottverse gegen ihn an, drohte ihm mit Prügeln und Ohrfeigen usw. So wurde ihm der Schuldienst verleidet und ein alter Jugendtraum in ihm geweckt: das Studium der Medizin. Schon sein Bekannter Frischlin hatte ihm geraten: die poetas zu verbrennen und sich aufs studium medicinae zu begeben. Trotzdem er in Tübingen ein Haus gekauft hatte, reiste er nach Straßburg, wo ihn Engländer nach London mitnahmen. Dort erhielt er von der Königin ein Geldgeschenk, mit dem er Straßburger Gläubiger befriedigte. 1560 nimmt er definitiv Abschied von Tübingen. Von jetzt an hört er auf Humanist zu sein. Mit leichtem Herzen und Beutel, ohne viel Rücksicht auf Weib und Kinder, sucht er sich als *paracelsischer Arzt, zuerst zu Straßburg, dann zu Hagenau*, eine neue Existenz zu gründen.

Schon 1535 hatte Toxites in Pavia medizinische Vorlesungen gehört. Aus Liebhaberei hatte er weiterstudiert und auch kuriert, um schließlich den undankbaren Schuldienst gegen die ärztliche Praxis auszutauschen. In Straßburg hospitierte er an der medizinischen Fakultät, machte auch jahrelang alchymistische Experimente «mit großen Unkosten, mancherlei Nöten und wenig Erfolg», aber «von einem gewissen Eifer getrieben die wahre Medizin zu ergründen». 1551 schickte er an Bonifaz Amerbach in Basel ein Augenwasser mit der Vorschrift, es zu gebrauchen. Er pries es als wunderbar heilsam: einer der kaiserlichen Schreiber habe mit dessen Hilfe bis ins siebzigste Jahr das schärfste Gesicht behalten, obgleich er oft bis Mitternacht schreiben mußte; nächsten Sommer könne er mehr schicken; er werde aus frischen Kräutern einen neuen Vorrat bereiten (wahrscheinlich *Euphrasia off.*). Auch in Tübingen studierte er die Heilkunst, wie später in Paris. 1562 findet man Toxites in London bei Roger Asham. Ob und wann er den medizinischen Doktorgrad erworben hat, ist nicht zu eruieren.

C. Schmidt bemerkt dazu: «Im 16. Jahrhundert nahm man es nicht immer sehr streng mit diesem Grad. Was man von einem ausübenden Arzt verlangte, beschränkte sich auf wenig; wenn er sich auf einer Universität mit Galenus vertraut gemacht, die Heilkräuter studiert und bei einem Practicus die Hantierungen erlernt hatte, so war er zum Doktorieren fertig, denn die Anatomie galt noch für einen Luxusartikel, die Physiologie existierte nicht».

Uns Paracelsisten interessiert vor allem der Übergang zum paracelsischen Arzttum, weswegen wir den Straßburger Historiker und toxischen Biographen wörtlich zitieren, zumal wir seine Ansichten 1888 sowie die von Hahn aus dem Dictionnaire encyclopédique des sciences médicales und die von *Moock* (*Paracelsus, eine kritische Studie, 1876*) vernehmen.

«Hätte Paracelsus gleich beim Anfang seiner Laufbahn die Medizin allein gewählt, statt sich zwischen ihr und den literarischen Studien zu teilen, so wäre er wie die große Mehrzahl ein gewöhnlicher galenischer Arzt geworden. Das ganze Mittelalter hindurch war man in der Medizin keinen Schritt über die Alten und die Araber sowie ihre Ausleger hinausgegangen. Zur Zeit aber, wo Toxites den Humanismus über Bord werfend sich ernsthaft der Medizin ergab, hatte man sich, besonders am Oberrhein, zu Basel und im Elsaß, dem bisher meist verschmähten Theophrastus Paracelsus zugewandt. Heute sind wir zu einer billigeren Ansicht über ihn gekommen, nachdem man ihn bald für einen sinnlosen Narren, bald für einen betrügerischen Quacksalber gehalten. Er gründet zwar seine Lehre auf eigentümliche, der sogenannten hermetischen Philosophie entlehnte Gedanken, hat aber für die Weiterbildung der Arzneiwissenschaft manche fruchtbare Keime in seinen Schriften niedergelegt. Von den Büchern der Alten, von denen seine Zeitgenossen zu viel hielten, hielt er fast gar nichts. Desto mehr erwartete er von der Beobachtung der Natur und von der praktischen Erfahrung, was ganz vortrefflich gewesen wäre, wenn er seine kabbalistischen Träumereien hätte aufgeben können (heute urteilen hierüber Prof. C. G. Jung in seiner «Alchemie und Psychologie» und vor allem in der «Psychologie der Übertragung» ganz anders und richtig). Daß er an einen

Einfluß der Gestirne glaubte, gehörte zu seiner gesamten Weltanschauung und zu seiner Zeit (heute als Astrosophie und Teilstück des Unsterblichkeitsglaubens auch als richtig erkannt). Er war Alchimist ohne Gold machen zu wollen. Diese Alchimie war eine wahre Schule der Chemie für ihn geworden. Außer den damals fast allein üblichen vegetabilischen Mitteln, *Simplicia*, empfahl Paracelsus auch den Gebrauch mineralischer oder chemischer und statt der Composita des Suppenwustes, der Electuarien und anderer Schmierereien führte er einfachere und wirksamere Medikamente ein. Auf diese Weise bereitete er eine Revolution in der Medizin vor. Während seines Lebens scheint er selber, außer einigen Praktiken (Brattigen) und Prognosticationen, nur wenige medizinische Bücher herausgegeben zu haben (das Nürnberger Druckverbot usw. war Schmidt 1888 noch nicht bekannt). Auch nach seinem Tod druckte man wenige. Erst seit 1560 erschienen die paracelsischen Druckschriften in großer Zahl, darunter Manches, das nicht ganz authentisch ist. Als Paracelsus von Basel, wo er einige Zeit öffentliche Vorlesungen gehalten, weggezogen war, hatte er einen Teil seiner Manuskripte Johann Oporin zurückgelassen, der später Buckdrucker wurde. 1560 begann der Basler Doktor *Adam von Bodenstein*, Sohn des mehr unter dem Namen *Carlstadt* bekannten Theologen, Ausgaben paracelsischer Schriften zu machen. Aehnlich bemühte sich Dr. *Gerhard Dorn*, gleichfalls ein Basler, auch der Kolmarer Melchior *Dorß*. Aus einer 1564 von Toxites geschriebenen Vorrede zum Holzbüchlein (in dem er sich «der Artzney Doctor» schreibt) erfahren wir, daß Adam von Bodenstein ihn «eine gute Zeit» in der neuen Medizin «unterwiesen und ihm die verborgenen Handgriff gezeigt». Dies setzt einen Aufenthalt von Toxites in Basel 1563 voraus. Laut Basler Matrikel hat er nicht dort doktort.

Ohne Zweifel waren ihm aber auch aus seiner Jugend Erinnerungen an Paracelsus geblieben. Stammte er doch aus Sterzing, dessen Rat Paracelsus 1534 sein Pestbüchlein gewidmet hatte. Auch als Toxites zu Dillingen war, konnte er von den «unglaublichen Wunderkuren» Paracelsi gehört haben. Alle diese Erinnerungen ließen ihn die längst gesuchte «wahre Medizin» finden. Mit einer noch lebhafteren Begeisterung als er für

die lateinische mythologische Poesie gehabt hatte, ward er ein Schüler des Paracelsus. Er gesteht, daß er anfangs «den wenigern Teil in den Schriften Theophrasti verstanden habe, weil ihm die *Vocabula artis* noch nicht geläufig waren»; er habe sie aber doch geliebt und festiglich daran gehalten, «daß der große Lehrer nit geirrt, auch nit hab irren können, sondern alles wohl und recht traktiert, dieweil er geschrieben, Gott hab ihn zu einem Arzt aus der Natur gemacht. Dieweil ich dieses geglaubt, allenthalben viel Mangel in *Philosophia* und *Medicina* gespürt (wie Paracelsus), kein rechte Form gesehn, aber viel in Theophrasto gefunden, was dem Menschen zu Nutz kommen mag, hab ich meinen Unverstand eingesehn und verhofft die Zeit, welche auch der Rosen Mutter ist, werde bessern Verstand mitbringen». Auch in der Alchimie fand er erst bei Paracelsus die rechte Erkenntnis. Er sagte sich wie Paracelsus, daß «ohne die chemische Philosophie alle Medizin so gut wie als todt zu betrachten sei». Er identifizierte die paracelsische Philosophie (= Naturwissenschaft) mit der Erforschung der mineralischen Heilkräfte. — Erstmals finden wir Toxites als «der Arznei Doctor» 1564 in Straßburg, wo er bei Christian Müller Paracelsi *Holtzbüchlein* ediert. Am 4. Dezember 1526 hatte Paracelsus selbst in Straßburg das Bürgerrecht erworben als «der Arznei Doctor». Toxites fand in Straßburg noch einen Apotheker Tobias *Weidner*, den Paracelsus entgegen allen Gelehrten gründlich von angeblich unheilbaren Leiden befreit hatte. Weidner war ein begeisterter Anhänger der mineralischen Heilmittel Paracelsi, mit denen er überall so glücklichen Erfolg hatte, daß ihn der Straßburger Magistrat zur Belohnung von allen bürgerlichen Lasten dispensierte! Auf Weidners Rat probierte Toxites an sich selber ein Rezept gegen den Calculus und wurde auf der Stelle, während des Mittagessens, kuriert. Toxites lebte deshalb der Hoffnung, durch die paracelsische, den andern Doktoren noch unbekannte oder von ihnen verachtete Methode sich rasch einen Namen zu machen und eine einträgliche Praxis zu verschaffen. Da die mineralischen Substanzen noch nicht in den Apotheken zu finden waren, richtete er sich ein vollständigeres Laboratorium ein als das, welches ihm für seine ersten alchimistischen Versuche und zum Destil-

lieren von Augenwasser und dergleichen genügt hatte. Mittels der von Adam von Bodenstein erlernten Handgriffe bereitete er selbst seine Medikamente wie Paracelsus. Später rühmte man ihn wegen seiner Geschicklichkeit in chemischen Manipulationen. So wurde er als weltoffener Humanist, der eine Unmenge humanistischer Bücher und Carmina veröffentlicht hatte, einer der eifrigsten Verbreiter der Schriften seines verehrten Meisters. Die meisten ließ er zu Straßburg drucken bei Christian Müller (*Mylius*) und später bei dessen Sohn, der eine Tochter des Toxites geheiratet hatte. Wenige wurden gedruckt bei Theodosius *Ribel* in Straßburg. Ein splendider Erstdruck der Archidoxen, *De tinctura Philosophorum* und *De occulta Philosophia* ist in meinem Besitz. Aus dem Vorwort des Toxites mit dem herrlichen Letternsatz ist Seite Aiiij in meinem zweiten Paracelsus-Band, p. 391 faksimiliert. Auch das Titelblatt des prächtig gebundenen Oktavbändchens ist im 2. Band S. 374 photokopiert widergegeben. Die Analysen und Wertungen der toxischen Vorreden und Kommentare wären einer eigenen Arbeit wert! Vielleicht beschenkt uns damit ein Paracelsist anhand des Sudhoffschen Verzeichnisses l. c. p. 709. Auch bei Samuel Emmel, Bernhard Jobin und Nicolaus Wyriot ließ der nimmermüde Editor Toxites in rascher Folge paracelsische Handschriften drucken. Von Straßburg brachen seine Beziehungen mit den Baslern Bodenstein, Dorß und Oporin nie ab. Die *Astronomia Magna* erschien, wie oben erwähnt, zu Frankfurt im Verlag des berühmten Buchhändlers Hieronymus Feyerabend in Folio. Das Titelblatt, in unserem 3. Band faksimiliert, zeigt den Fama-Holzschnitt unseres berühmten Landsmannes Jost Ammann von Winterthur und korrigiert die fingierte Firma des Hieronymus, den das Schlußblatt der splendiden Edition vortäuscht, in Sigismund Feyerabend (S. Sudhoff, l. c. 220).

Einzelne Ausgaben machte Toxites nach den *Handschriften* Paracelsi selbst, die uns leider alle verloren gegangen sind, die er teils von seinem Basler Freund Oporin erhalten haben mag, teils sich aus Salzburg verschaffte. Andere sind nach Basler Kollegheften oder Kopien ediert. Für einen der Traktate benutzte er vier verschiedene Texte. Manches, das unvollstän-

dig oder wenig leserlich war, suchte er zu ergänzen und korrigieren, wobei ihm die gewandte Feder des Humanisten über alle Schwierigkeiten hinweghalf. Auch übersetzte er einzelne Stücke ins Lateinische, worin Toxites ein anerkannter Meister, auch im Silbenstechen der Hexameterkunst, war. 1568 erlangte Toxites ein kaiserliches Privilegium auf zehn Jahre gegen den Nachdruck aller paracelsischen Bücher bei Poen von zehn Mark.

Alle Ausgaben von Toxites sind mit Widmungen an geistliche oder weltliche Herren begleitet, um Paracelsus zu exaltieren als den von Gott gegebenen Renovator der Arznei, «der die Wahrheit in Philosophia und Medicina aus den tenebris der Sophisterei wieder ans Licht gebracht». *Kein Advokat hat Paracelsus kräftiger verteidigt als Toxites*. Er läßt nicht ab, ihn gegen seine Tadler in Schutz zu nehmen. Er ereifert sich gegen die, welche sich über die Heftigkeit der Ausfälle des Paracelsus gegen die alten Ärzte beklagen: hat er Unrecht gehabt ihre Unwissenheit, ihren Aberglauben, ihre Mißbräuche, ihre Betrügereien zu bekämpfen? Die wahren Alten, Galenus, Hippokrates, Dioscorides haben viel Treffliches geleistet. Paracelsus hat sie nicht verachtet, hat aber mehr geleistet als sie; was sie nicht gewußt, das hat er entdeckt, was sie vernachlässigt, das hat er wieder in seinen Wert eingesetzt. Man lese ihn ohne Vorurteil! Ist etwas in seinen Schriften unrichtig, so lasse man es liegen, um das Gute zu behalten, das man in überreichem Maße bei ihm finden wird. «Auch die Gelehrten werden finden, daß nicht alles auf den Universitäten gelernt wird, daß der Himmel auch seine Schüler hat.» Beinahe prophetisch schreibt Toxites genau im Sinn seines Meisters: «Die da sagen, daß die Alten alles erfunden haben, reden aus Unverstand. Es sind noch nicht alle Künste erfunden, weder in Handwerken noch in der Arznei.» (Man denke nur an das Penizillin unserer Tage!)

Um die eigenwillige paracelsische Sprache besser zu verstehen, erweiterte Toxites das schon damals bestehende *Onomasticon* oder Wörterbuch paracelsischer Ausdrücke von Heinrich Wolf, dem er ein eigenes beifügte. Auch Adamen von Bodenstein gab «bey Peter Perna» in Basel ein solches heraus,

das mir selbst schon reichlich nützte, weil Pflanzennamen (vor Linnaeus), alchimistische Rezepte usw. darin erläutert werden. Eine interessante Tatsache bei der Edition des toxischen Onomasticon ist die, daß er zur Herausgabe die Mitwirkung des bekannten Johann *Fischart* in Anspruch nahm. Da Fischart außer Deutschland auch Frankreich, England, Italien, wie Paracelsus, bereist hatte und die Sprachen dieser Länder kannte, war er umso mehr zu dem verlangten Dienst bereit, weil er ein ebenso großer Verehrer der Geheimkünste als ein Gegner derer war, die meinten, die Weisheit unter unverständlichen Worten verbergen zu müssen. Fischart schrieb eine Vorrede, in der er sagt, wie gern er dem clarissimus Doctor Toxites seinen Beistand gewährte und wie nützlich es sei, die in der Medizin gebrauchten Namen der Kräuter, Metalle, Gemmen und animalischer Produkte auch in den Landessprachen zu kennen. Den paracelsischen und alchimsitischen Ausdrücken fügte er dann, soweit es möglich war, deutsche, französische, italienische, auch englische und spanische bei. Trotzdem blieben ganze Reihen von Wörtern ungeklärt, so daß Fischart diesen Paracelsisten und Geheimniskrämern zurief: Willst schreiben, daß man nicht soll wissen, so laß das Papier unbeschießen. Trotzdem, schreibt C. Schmidt 1888, sei dadurch die hermetische Theosophie, speziell der Ph. Sagax wenig aufgehellt worden. Geistererscheinungen und Magie tut der Autor der Biographie des Toxites mit Aberglauben ab, während Toxites selbst Alchimie, Magie und Spiritualismus verteidigt. So sind auch die Vorreden zur *Astronomia Magna* und zum Traktat *de urinarum judiciis* vollständige Apologien. Toxites will aber die wahre Chemie des Arztes scharf von der Alchimie getrennt wissen; auch sei ihm nicht unbekannt, daß Paracelsus, «dem er sich ganz und gar ergeben», keine große Meinung von den alten Alchimisten hatte.

Von 1564 bis 1578 gab Toxites 23 Werke des Meisters heraus, dazu die zwei Onomastica, die Schrift seines Paracelsusfreundes Dr. Alexander von Suchten de secretis Antimonii s. Stibii, das 1566 die Pariser medizinische Fakultät durch das Parlament für medizinische Zwecke hatte verbieten lassen, obwohl es den Paracelsisten als Wundermittel galt auch bei Be-

kämpfung der Pestepidemie. Dazu kamen noch weitere neun Editionen nichtparacelsischer Werke.

Seit 1564 praktizierte Toxites in Straßburg. Im Juni 1566 war er zu Basel, um sich bei Oporin nach Handschriften des Paracelsus zu erkundigen. Im April 1571 reiste er nach Frankfurt, wo er die *Astronomia Magna* drucken ließ. Von da schickte er seinen Sohn nach Görlitz, um bei dem Mathematiker Barth. Schultheiß Astronomie zu studieren und nach paracelsischen Handschriften Umschau zu halten. Er selber besuchte in Frankfurt den Patrizier Adolf von Glauburg, bei dem er eine Kopie der noch ungedruckten Steganographie des Abtes Trithemius⁸ sah. 1575 verlegte er seine Haushaltung nach *Hagenau*, wo er weniger galenische Aerzte als Gegner zu finden hoffte. Er ließ sich als Bürger aufnehmen und kaufte das Haus zum Schwanen. Jedoch mitten im Winter *reiste er nach Salzburg*, wo er viel von Paracelsi Wunderkuren erzählen hörte, nach Manuskripten suchte und zahlreiche erwarb. Über München und Augsburg ritt er nach Straßburg-Hagenau zurück. Hier schrieb er am 1. März 1578 zum Traktat des Paracelsus *de morbo gallico* eine Widmung an den Straßburger Magistrat und die vier «Ordinarien und Leibärzte» der Stadt, worin er sagte, daß dies seine letzte Publikation sein werde, was stimmte. Anfangs 1581 starb Toxites. Unmittelbar nach Ostern wurde seine Bibliothek versteigert. Jedoch hatte er das Beste davon selbst verkauft, um der ihn stets drückenden Geldnot abzuhelfen. Ärzte und Gelehrte hatten die 32 von Toxites edierten Bände unbeachtet an sich vorübergehen lassen. Einzig seinen alten Lehrer Günther von Andernach hatte er für Paracelsus gewinnen können. Nur zu Hagenau trat bald nach Toxites Tod ein Paracelsist als Stadtphysicus auf, Dr. Elisäus Röslin, der Handschriften von Paracelsus besaß, wahrscheinlich aus der toxitischen Verlassenschaft, die er dem churfürstlich-kölnischen Rat und Medicus Johannes *Huser* überließ, welcher 1589/91 die erste Gesamtausgabe der Schriften «des weitberühmtesten Philosophi und Medici» besorgte (Mook, *Paracelsus*, S. 132).

Ob Toxites für die Edition der *Sagax* 1571 eine Basler Handschrift benutzt hat, was für mich das wahrscheinlichste

ist, geht leider weder aus seiner Erstausgabe noch aus der Schmidtschen Biographie hervor. Erst Huser pflegte später anzugeben, woher er seine Manuskripte hatte. So schreibt er zur Edition der *Sagax: Ex Manuscriptis D. Joh. Montani et aliorum*. Nur das Fragment des 4. Buches kopierte er aus Theophrasti eigener Handschrift. Das Manuskript des Lehrers von Huser, Schultheiß am Berg, genannt Montanus, in Schlesien, ist nicht identisch gewesen mit dem von Toxites benutzten, wie meine vergleichenden philologischen Studien ergeben haben, obwohl Huser im Besitze toxitischer Paracelsushandschriften war und ganz sicher die Erstausgabe der *Sagax* von Toxites mitbenutzt hat.

Der Lebenslauf des Michael Schütz, genannt *TOXITES*, ist nicht nur ein lebendiges Stück Kultur- und Unkulturgeschichte des 16. Jahrhunderts, sondern auch eine lebendige Illustration der von Sudhoff sog. III. Periode der Edition paracelsischer Werke. Während die I. Periode Drucke *intra vitam Paracelsi* umfaßt, 1527—1539, die II. vorwiegend Neudrucke und Bearbeitungen des von Hohenheim selbst Edierten betrifft und die Zeit von 1549—1557 umfaßt, reicht die III. Periode von 1560—1588 und betrifft die Herausgabe des handschriftlichen Nachlasses Hohenheims in Sonderausgaben seiner Schüler, wozu Toxites sich selbst zählte. Erst mit der ersten Gesamtedition von Huser beginnt 1589—1658 die Zeit der großen Sammelausgaben und der Nachlese, während die V. Periode von 1659 bis 1893, das heißt bis auf das Auftreten Sudhoffs, meist Neudrucke ohne Wert und grobe Unterschiebungen bringt.

Über Toxites Leben stand wie über dem seines Meisters nicht Fortunas Stern, so daß er selber schreiben mußte: *Cum fortuna mihi per omnem meam vitam bellum quasi continuum fuit.*

Dr. J. Strebel.

ÜBER DIE KÖLNISCHEN FRÜHDRUCKE
PARACELSISCHER SCHRIFTWERKE
DER OFFIZIN ARNOLDI BYRCKMANS
ERBEN 1564/67

Diese Frühdrucke / gedruckt zu Cöln / bey Arnoldi Byrckmans Erben / Anno 1564, 1565 und 1566/67 sind für den Paracelsisten aus folgenden Hauptgründen interessant und wichtig:

1 / bringen sie erstmalig im schönsten Letternsatz das sog. Kärntner Trio der Defensiones, des Labyrinths mitsamt der letzten Fassung vom Ursprung und Herkommen der tartarischen oder Stoffwechselkrankheiten und der «Kärntischen Chronick». Im I. Band der schweizerischen Paracelsiusedition (Zollikofer) ist S. 79 das seltene Titelblatt dieser Byrckmanschen Erstausgabe faksimiliert. Am 28. August 1538 hatte Hohenheim dieses Schriftentrio den Kärntner Ständen gewidmet, mit der Bitte, ihre Drucklegung zu veranlassen. Da er mit Sicherheit von «seinem zweiten Vaterlande», wie er Kärnten nannte, die Drucklegung erhoffte, ließ er sich im gleichen Jahr 1538 vom Monogrammisten A. H. zeichnen bez. stechen in Form des bekannten Profilbildes, welches der Byrckmanverlag von seinem Zeichner Hoghenberg als Holzschnitt den beiden Bänden der Jahre 1565 und 1566 beifügte. Dieser Holzschnitt, der später einen Nasensprung bekam, entstand also mit Sicherheit 1565. Sein Schöpfer ist Franz, nicht Abraham, Hoghenberg, wie ich in der früher in den NAP. erschienenen Arbeit über «Paracelsus und die Rosenkreuzer» dargetan habe. Der Kölner Arzt Dr. med. Theodor Byrckman erhielt mit Hilfe hoher Gönner in Wien und Köln (Rosenkreuzer) das unter den Akten der Landschaft Kärnten fast rettungslos ertrunkene Originalmanuskript, das erst nach langem Suchen und 26jährigem Dornröschenschlaf bei Byrckman in Köln ediert wurde. Allerdings war das «Labyrinth der irrenden Ärzte» elf Jahre früher als Einzelstück des Trios von Achatius Morbach 1553 erstmalig ediert worden. Siehe Titelblatt des Labyrinths in unserem I. Band, S. 140.

2 / bringt der dritte und letzte Band unter «Astronomica et Astrologica» S. 50/97 erstmalig Teile der Astronomia Magna oder *Philosophia Sagax*, die im Inhaltsverzeichnis als Scientia Astronomica vel MINOR ASTRONOMIA bezeichnet wird. Eine vergleichende Analyse dieser «Kleinen Astronomie» mit der «Großen» der Editio Princeps von Toxites 1571 in Frankfurt soll später folgen. In einem 2. Inhaltsverzeichnis S. 235 wird von der «Kleineren Astronomie» gesprochen.

3 / finden sich im dritten Bande erstmalig die sog. Rosenkreuzerholzschnitte, deren Deutung und Bedeutung in unserer Arbeit: Paracelsus und die Rosenkreuzer im III. Bande der NAP. erschöpfend dargetan ist. Bemerkte sei nur noch, daß daraus auch das richtige Geburtsjahr Hohenheims abgeleitet werden kann, wie auch in obiger Arbeit ausgeführt ist.

4 / bietet der dritte Band in seinem letzten Teil erstmalig die «Philosophia Magna» mit dem Inhaltsverzeichnis, nicht «wie jhn (Catalogum) Theophrastus verzeichnet» und wie ihn Huser-Zetzner angeben, sondern offenbar nach einem ganz andern Manuskript. Balthasar Flöter Saganus, der neben Dr. med. Theodor Byrckman der Herausgeber dieser Kölner Edition ist, muß ganz andere Vorlagen als Montanus-Huser gehabt haben, wenn wir den Katalog seiner «Philosophia Magna» mit denen in unserem zweiten Band S. 79 und 133 vergleichen. Auch die Titel sind teilweise verschieden, z. B. schreibt Flöter *De Somniis et Erynibus in Somno et annexis*, was bei späteren Ausgaben nicht zu finden ist, sondern *Euntibus* usw. Auch hier wäre eine vergleichende Textuntersuchung angezeigt, da Sudhoff nur summarisch darüber referiert.

5 / finden sich in der hauptsächlich von Balthasar Flöter besorgten Kölner Edition erstmalig *theologische Schriften* Hohenheims, z. B. *Ex Philosophia super Esaiam Prophetam*. Aber auch die unechte «Philosophia ad Athenienses» findet sich im Band des Jahres 1564. Dessen Titelblatt ist in unserem II. Band S. 429 faksimiliert. Ihre Wiedergabe deutet auf *Analecta* oder Exzerpte eines Montanusschülers und weist auf *Beziehungen der Kölner Paracelsisten bez. Rosenkreuzer zu schlesischen Paracelsisten wie die Drucklegung des Kärntner Trios die Beziehungen zu den Wiener Paracelsisten dartut.*

Eine genauere Analyse aller paracelsischen Schriftwerke dieser Kölner Drucke soll folgen, nachdem vorerst an Hand der Sudhoffschen Einteilung die Byrckmandrucke selbst zeitlich erfaßt sind im großen Zusammenhang der Paracelsusforschungen.

Die «Bibliographia Paracelsica» von K. SUDHOFF unterscheidet V Perioden paracelsischer Druckwerke, denen wir die VI., die Sudhoffsche, anschließen müssen, in der wir heute stehen. Um die Byrckman- — oder wie Sudhoff schreibt — die Birckmann-Drucke richtig zu klassifizieren, müssen wir zuvor das Sudhoff-Schema rekapitulieren:

I. Periode 1527—1539. Drucke *intra vitam Paracelsi* (von mir auch als paracelsische Inkunabeldrucke erster Ordnung bezeichnet).

II. Periode 1549—1557. Vorwiegend Neudrucke, Bearbeitungen und niederdeutsche Übersetzungen des von Hohenheim selbst Herausgegebenen.

III. Periode 1560—1588. Die Zeit der Herausgabe des handschriftlichen Nachlasses Hohenheims in Sonderausgaben seiner Schüler (II und III von mir auch als paracelsische Inkunabeln zweiter Ordnung bezeichnet, wozu die Birckmandrucke gehören).

IV. Periode 1589—1658. Die Zeit der Sammelausgaben und der Nachlese.

V. Periode 1659—1893. Meist Neudrucke ohne Wert und grobe Unterschreibungen (wie z. B. die paracelsische Hand- und Denkbibel 1684, die mit Paracelsus gar nichts zu tun hat).

VI. Periode. Die von Prof. Karl Sudhoff-Leipzig, die mit der kritischen *Bibliographia Paracelsica* und den *Acta Paracelsica* anhebt, in der 15-bändigen Sudhoff-Edition ihre Krönung, mit den *Nova Acta Paracelsica* und der Schweizer-Edition eine Fortsetzung findet und sich als weitere Aufgaben das Ziel der Herausgabe der *Theologica Paracelsica* setzt, mit zeitgemäßer Interpretation der paracelsischen Werke usw. Nicht vergessen seien hier die zahlreichen Veröffentlichungen des Jubiläumsjahres 1941, deren Bibliographie von P. Ildefons Betschart im I. Bd. der NAP. zusammengestellt ist nebst den Publikationen seit dem Tode Prof. K. Sudhoffs 1938.

Die Birckmandrucke gehören also der dritten Periode 1560 bis 1588 an, bevor die erste Gesamtedition des Montanus-schülers Johannes Huser stattfand. Zu den paracelsischen Erstinkunabeln, die zu seinen Lebzeiten erschienen sind, gehören die Intimatio oder das Programm seiner Basler Vorlesungen 1527, wovon leider kein Originaldruck mehr vorhanden ist, ferner das Gujakholzbüchlein 1529¹, das 1567 *De ligno Guaiaco* von Flöter nicht nach dem Original, sondern leicht verstümmelt, bei Birckmann in Köln neuherausgegeben wurde. Am meisten wurden zu Lebzeiten seine *Practica* (Brattigen) und *Prognosticationes* gedruckt, deren letzte Paracelsus 1539 verfaßt hat. Nur in der Birckmannausgabe, sonst in keiner andern, habe ich Horoskopzeichnungswiedergaben gefunden, die beweisen, daß sich Paracelsus mit der praktischen Horoskopie befaßte und sie gut gekannt hat! Auch das Kometenbüchlein, 1531 in St. Gallen geschrieben, von dem ein Original exemplar die Zürcher Stadtbibliothek besitzt, zählt zu den paracelsischen Inkunabeldrucken, ist zudem in Zürich gedruckt. Die Auslegung des Kometen und *Virgultae* vom Dezember 1532 beweist uns, daß Paracelsus Ende 32 und anfangs 33 sich noch in der Ostschweiz bez. im Appenzellerländchen aufhielt, wo er u. a. die Abendmahlsschriften verfaßte und sich fast ausschließlich mit theologischen Fragen befaßte. 1535 wird die bekannte Baderschrift «vonn dem Bad Pfeffers / in Oberschwytz gelegen / ediert, deren Original ohne Druckortangabe erschien. 1536 kamen die Druckbogen der Ulmer Chirurgie bei Varnier heraus, hernach die große Wundarzney bei Heynrich Steyner in Augspurg M. D. XXXVI, xxij tag Augusti. Nachzutragen als Inkunabeldrucke sind noch die medizinisch wichtigen Syphilisschriften: Von der Frantzösischen Krankheit / Drey Bücher 1530, von denen ich noch 1922 ein Exemplar im Buchhandel gesehen habe, das nach Berlin verkauft wurde. Damit sind die «intravitalen Paracelsusinkunabeln» erschöpft. Sie mußten hier zur Bewertung der Birckmandrucke kurz erwähnt werden, die man als Inkunabeldrucke zweiter Ordnung bezeichnen kann.

¹ Bei Peypus in Nürnberg gedruckt.

Die Beziehungen der Kölner Paracelsisten Dr. med. Theodor Birckmann, Balthasar Flöter Saganus, Philaletes u. a. mit denen von Frankfurt, Straßburg (Toxites), Basel (Adam von Bodenstein, Gerhard Dorn u. a.), wo eines der größten paracelsischen Verlegerzentren war, mit Wien, Görlitz, Glogau, Hirschberg, Breslau und den übrigen schlesischen Zentren, erhellen aus den folgenden Byrckmandrucken. Sudhoff äußert sich hierüber in seiner *Bibliographia Paracelsica*, I. Bd., S. 101 folgendermaßen: «Es ist somit erwiesen, daß Toxites in Straßburg und sein Lehrmeister A. von Bodenstein in Basel von einer Kölner Publikation im voraus Kunde hatten . . . Die damals noch kleine zerstreute Paracelsisten-Gemeinde pflegte einigen Verkehr. Bodenstein in Basel bildete damals als Lehrer mit dem Verleger Peter Perna einen Sammelpunkt, so daß *Basel ein Sammelpunkt des Paracelsismus wurde* (mit der Maximalzahl von 83 Publikationen). Der eigentliche Brennpunkt ist aber bei Joh. Scultetus *Montanus* in Schlesien zu suchen, von wo die Verbindungen nach Basel und besonders zum Birckmannschen Verlag nach Köln reichten, wie mir (Sudhoff) schon für diese ersten Kölner Ausgaben feststeht, und wie es im Jahre 1567 in den Veröffentlichungen Balthasar Flöters mit aller Evidenz in Erscheinung tritt.»

1564 edierte der Birckmann-Verlag in Köln das in unserem I. Bande veröffentlichte Kärntner Trio der Schutz- und Trutzreden, des Labyrinths der irrenden Ärzte, die letzte Fassung vom Ursprung und Herkommen der tartarischen Krankheiten und die Kärntische Chronik «aus dem Original, welches Paracelsus der Landschaft Kärnten vbergeben» abgedruckt. Der Text stimmt, abgesehen von kleinen Auslassungen und einzelnen Abweichungen, mit der Huserschen Edition vollkommen überein. Häufig, besonders im zweiten Teil gibt der Kölner Herausgeber am Rande Conjekturen anderer Lesung, zu Beginn spärliche Inhaltsmarginalien. S. 137 der Vorrede ist in unserem III. Band faksimiliert wegen der Ortsangabe von Eferdingen und Mährisch-Kromau. Nach der Beschlußrede des Buches von den Tartaris folgt der erste bescheidene Kölner Holzschnitt, der das Epitaphium Paracelsi in Salzburg wieder-

gibt mit dem Hohenheimischen Wappen umgeben von den octo cruces im Dreipaß.

Diesem Originalband ist gleich der weitere Band anni 1564 angeschlossen, der die unechte «Philosophia ad Athenienses», drey Bücher, enthält, ferner «Von ursachen vnd Cur Epilepsiae / das ist / des Hinfallenden Siechtagen / vor in Truck nie aussgangen. Als letztes Traktat folgt / Vom vrsprung / Cur oder heilung der contracten gliedern / jetzt newlich auss des Theophrasti selbsteigener Handtschrift trewlich an tag geben. Gedruckt zu Cöln / durch die Erben Arnoldi Byrckmanni 1564. Letzteres Traktat Vom Ursprung der Lähme enthält zahlreiche Rezepte. Meine früher ausgesprochene Vermutung, daß die Philosophia ad Athenienses nur ein Exzerpt eines schlesischen Arzt-Alchimisten sei, wird mir nach dem Studium in dieser Ausgabe zur Gewißheit. Den Beschluß macht wieder der Epithaph-Holzschnitt und merkwürdigerweise ein *eigenartiges Fragment der Defensiones*, das einer eigenen Analyse wert ist, wie schon die Untertitel beweisen:

Warumb ich von der Alten Artzney gelassen / Was ich im Niederlandt hab ausgericht / Wie ich auch nicht weiss oder vermag zu thun / das einem jetlichen nott ist / Warumb ich die Landt durchfahren hab / *Fedronis* (!) wunderbarliche weiss. Das ganze ist wie die Philosophia ad Athenienses das Exzerpt eines schlesischen Jungparacelsisten, der nicht einmal den richtigen paracelsischen Titel des Kärntner Trios zu Gesicht bekommen hatte, das eben erstmalig in Köln ediert wurde und doch als merkwürdigen Anhang diese «Verantwortung Gefedronis von Rhodoch» mitbekam. Huser hat seine Philosophia ad Athenienses, wie er selbst angibt, dem Kölner Erstdruck entnommen: «Ex impresso antea Exemplari Coloniensi». Er hatte also keine Handschrift von Montanus benutzen können, was Sudhoff als Beweis anführt, daß auch Dr. Theod. Birckmann seine «Vorlage diesmal nicht direkt von Montanus hatte». Sudhoff fügt bei: Da er selbst kein Wort über die Herkunft dieses Werkes sagt, ist also dessen Quelle in keiner Weise beglaubigt». Sudhoff spricht mit Recht von einem überarbeiteten Fragment. Das Buch über die Epilepsie dürfte Birckmann auch von Montanus bezogen haben (Sudhoff I. I. c. 103).

1565: folgt im Birckmannverlag der schmale Band: Libr. II De Causa et Origine Morborum oder Von Ursachen und Herkommen der Krankheiten zusammen mit De Morbis Invisibilibus. Auf der Rückseite begegnet uns zuerst das Profilbildnis Hohenheims in Holzschnitt, welches den Birckmanndruckeigentümlich ist: Brustbild, kahler Schädel mit schmalem, kurzlockigem Haarkranz im Nacken, bartloses Gesicht, einfachstes, mönchartiges Gewand, am Halse mit Schnurschleife (mit Talisman?) zusammengehalten, über dem Haupte der bekannte Wahlspruch, unter dem Bilde die Bezeichnung Aureoli Theophrasti ab Hohenhaym/Effigies Suae Aetatis 45, darunter in kleiner Ausbiegung des Rahmens 15 AH 38. Der Schnitt ist nach Aberle und Sudhoff eine ziemlich gute Nachbildung des Hirschvogelschen Originalstiches, der 1538 nach dem Leben gezeichnet wurde. Noch nie wurde beachtet, daß es 1338 heißt statt 1538.

Der Liber primus von Ursachen und Herkommen der Krankheiten ist auch im Kölner Druck dediziert ad doctissimum D. Joachimum *Vadianum*, Doctorem celeberrimum S. Galli. Anno 1531, 15. Martij. Der Text stimmt mit dem Huserschen überein. Hingegen bringt Huser das ganze Traktat von den unsichtbaren Krankheiten, während der Kölner Druck nur die Hälfte. Sudhoff ist geneigt anzunehmen, daß wir in der Fassung von Birckmann und von Huser De Morbis invisibilibus zwei verschiedene Vorlagen erkennen müssen.

1566: ediert Birckmann Das Buch Meteororum, ferner das vierte Buch De Matrice, ersteres «auss Theophrasti eigener Handschrift». Auf dem zweiten Blatt findet sich das Profilbild Hohenheims von Franz Hoghenberg, auf der Rückseite Epitaphium und Wappen.

1567: ediert Birckmann in Köln Astronomica et Astrologica mit Vorwort des «Balthasar Flöter Saganus». Montanus scheint die Handschriftenquelle zu bilden. Vorgängig dem «Carmen in Icona Paracelsi von Philaletes f.» findet sich das sog. Rosenkreuzerporträt, das wir in unserer Arbeit über Paracelsus und die Rosenkreuzer im III. Band der NAP. analysierten, das auch in unserem II. und III. Band faksimiliert ist. Die 7 Kapitel der Meteorologischen Impressionen finden sich

bei Huser nach dem Montanusmanuskript in ganz anderer Anordnung. Am Schlusse folgt die «*Kleine Astronomie*», die von Sudhoff keiner Analyse gewürdigt wird, aber einen Extrakt der Sagax darstellt. In Scientiam Astronomicam findet sich wenig verändert bei Huser, teilweise aus dem Autogramm. Ex Philosophia super Esaiam Prophetam bringt interessanterweise ein *theologisches Thema*, welche Huser zu edieren vermieden hat aus verschiedenen durchsichtigen Gründen. Flöter stellt hier die ihm erreichbaren Practica et Prognosticationes zusammen, wobei sich S. 197 ein von Paracelsus gezeichnetes *Horoskop* findet. Dem gleichen Band angeschlossen ist die Philosophia Magna 1567. Ex libro de sensu et instrumentis und Ex libro de tempore laboris et requiei sind beide bei Huser nicht abgedruckt, sondern nur im Catalogus (S. unsern II. Bd. p. 79) erwähnt als zum II. Band *De Vita beata* gehörig. Während das Kapitel De somniis et de *Erynnibus* in Somno bei Flöter lautet, schreibt Huser de Euntibus in somno!

Nachzutragen ist hier, daß mir der erste Birckmandruck des Jahres 1564 persönlich fehlt, den ich nach No. 63 der Bibl. P. von Sudhoff, Bd. I referiere. Er behandelt rein medizinische Sachen: Vom Podagra, Schlag, Fallender Sucht, Taubsucht oder Amentia, vom Kaltenwehe, von der Colica, vom Bauchreißen, von der Wassersucht, vom Schwinen oder Aridura, von der Schwindsucht oder Hectica, von Farbsüchten, Würmen, vom Stullauff. Die Titelfrückseite zeigt den Holzschnitt des oben erwähnten Epitaphs. Eine «*Ermanung zum Leser*» gilt als Einführung für die folgenden Kölner Druckwerke, worin die wichtige Stelle steht: «*wielwol es auff vilen orten gar böss zu lesen gewesen, auch in etlichen etwas mangels & bresthafft, von bösen missgönnigen leuthen, auss Paracelsi handzschriffte ausgerissen, vnd abhendig gemacht, so hab ich gleichwohl, so vil du alhie finden wirst, vnd mir von einem sonderlichen liebhaber vnd erfahren des Paracelsi schrifften, auss gantz geneigtem willen die Gemeine zu forderen, zugestanden, auff fleissichst vnd trewlichst, damit dem Scribenten sein arbeit nit verfälscht, (wie dan etwan geschicht) in Truck lassen kommen . . .*» Schwerverständlichkeit möge man «*eins theils des Autoris stylo, anders theils dem Exemplari, welchem doch*

so vil möglich, stetz trwelich gefolget, zumessen . . . So dir diese arbeit gefellig vnd dienstlich sein wirt, wirstu alsbaldt seiner Bücher mehr im Truck sehn». Über das Buch *De Podagricis* urteilt Sudhoff, II. Bd. p. 98, daß die Kölner zweifellos ein anderes Manuskript benutzen konnten als Huser in seiner ersten Gesamtausgabe. In den übrigen Kapiteln sei Huser in seinem IV. Band «in der Enträtzelung der Schriftzüge glücklicher gewesen als die Kölner», denen beide Originalhandschriften Paracelsi vorlagen. Zweifellos ist dies der erste Birckmanndruck, wofür Sudhoff triftige Gründe anführt. Als Verfasser der Vorrede des ersten Birckmannbandes bezeichnet Sudhoff mit Recht nicht Bodenstein, wie Mock vermutete, sondern Dr. med. Theodor Birckmann, den Initianten der paracelsischen Ersteditionen in Köln, nachdem ein Jaspas Jenep 1562 den *Modus Pharmacandi* in Köln ediert hatte. Bis 1790 edierte Köln *Paracelsica*. Dr. Theod. Birckmann schreibt in seinem Vorwort von «dem sonderliche Liebhaber vnd erfahrne des Paracelsi schrifftten». Das ist, fügt Sudhoff bei, doch wohl Joh. Scultetus Montanus, der diese Traktate und die «Contracturen» im Originalmanuskript besaß, das er dem Drucker Birckmann und seinem Schüler Huser in Glogau zur Verfügung stellte. Was ich in früheren Arbeiten vermutete: die engen Beziehungen der Kölner und Wiener Paracelsisten mit denen von Schlesien bestätigt Prof. Sudhoff, wenn er schreibt (l. c. 99 ff.): Sollte Dr. Birckmann auf seinen Reisen (cf. Pantaleons *Prosopographia*) nicht den Montanus in Hirschberg besucht haben und dort im Gespräch der «Gleichgesinnten» (= Rosenkreuzer) nicht alle diese kommenden guten Kölner Ausgaben geplant worden sein? Schon 1562 ging ja ein Faden der Verbindung von Schlesien nach Köln, wie oben durch die Kölner-Jenep-Edition des Buches *Modus Pharmacandi* dargetan ist.

Eine eigene Arbeit soll über die interessanten, erstmals in den Kölner Birckmanndrucken enthaltenen drei Arbeiten der «*Kleinen Astronomie*», der *Philosophia Magna* und des nie mehr edierten *Fragmentes der Defensiones* mit dem seltenen Kapitel: «Was ich (Paracelsus) im Niderlant hab aussgericht» (Birckmannband II, 1564 unpag.) referieren.

Den Manen des praktischen Arztes Karl Sudhoff sei aber

auch hier gedankt, da er uns in seinen zwei Bänden «Bibliographia Paracelsica», die er als praktizierender Arzt nebenbei ausgearbeitet hat, eine unschätzbare Fundgrube kritischen Wissens geschenkt hat, die uns auch ziemlich ausführlich über den eigenwilligen Theologen, der in Throphrast steckte, orientiert. Alle Paracelsisten möchte ich auf diese grundlegende Arbeit Sudhoffs nachdrücklich hingewiesen haben, da sie die Hauptperiode paracelsischer Forschung einleitet, die Sudhoffsche, und weil in diesen Bänden der kritische Philologe Sudhoff, der nach der Ansicht seiner Gymnasiallehrer hätte Germanist werden sollen, die kritisch-vergleichend-philologische Sonde noch viel strenger und genauer handhabt als bei Edition der Gesamtwerke.

Dr. J. Strebel.

ÜBER ENTSTEHUNG
UND BILDKOMPONENTEN DES SOG.
ROSENKREUZERPORTRÄTS
HOHENHEIMS DES KÖLNISCHEN
BYRCKMAN-HOLZSCHNITTES
VON FRANZ HOGHENBERG 1567

Im dritten Band der NAP. ist dieser hochinteressante Holzschnitt bereits psychanalysiert worden mit neuen Angaben über den Holzschneider, die rosenkreuzerische Adeptenschule zu Köln mit Dr. med. Theodor Byrckmann, Miterben der väterlichen Druckoffizin Byrckmani, in ihren Beziehungen zu dem reichverzweigten Stamm der schlesischen Adepten in Glogau, Görlitz, Breslau usw. (Scultetus Montanus, Johannes Huserus, der später in Freiburg i. Br. praktizierte und edierte u. a.), zu den Frankfurtern mit der Druckoffizin von Martin Lechler unter Führung der Verleger Hieronymus und Sigismund Feyerabend, die Michael Schütz (Toxites) in Straßburg zur Erstedition der *Astronomia Magna* verpflichteten. Die alte Rheinstraße hinunter reichten sich diese Adepten die Hände über den Wanderweg Paracelsi über die Wasserstraße der Donau, an deren Uferorten (Neuburg) die kostbarsten Originalmanuskripte Paracelsi aufbewahrt wurden, nach Wien und Klagenfurt. Von letzterem Ort holten die Kölner durch Vermittlung hochstehender Adepten, zu denen offenbar auch der Kölner Erzbischof wie die Wittelsbacher gehörten, das sog. Kärntner Trio der *Defensiones*, des Labyrinths mitsamt der letzten Fassung über die tartarischen Stoffwechselkrankheiten, und brachten es erstmalig in Köln 1564 zum Abdruck. Ein eigentliches Wettrennen in der Drucklegung begann zwischen Dr. med. Th. Byrckman und Toxites. Während ersterer in Schlesien kostbare Manuskripte und vor allem Exzerpte aus Montanus Hand erhielt, begab sich Toxites trotz ständiger Geldnöte persönlich nach Salzburg, um paracelsische Manuskripte zu bekommen.



AV. PH. TH. PARACELSVS, AE. TAT. SV. AE. 47.

Holzchnitt von Franz Hogenberg aus dem Byrckmandruck der Kölner Rosenkreuzeradepten 1567 nach dem Kupferstich des Monogrammisten AH 1540 mit Zutaten aus den «Figurae magicae Theophrasti», die «magisch-mystisch» von den Adepten adaptiert wurden.

Diesem Wettrennen verdanken wir die köstlichen Byrckman-drucke von Köln 1564/67, die man zu den Inkunabeln zweiter Ordnung paracelsischer Frühdrucke zählen darf, sowie die in herrlichem Letternsatz prangende Erstedition der *Philosophia Sagax* von Toxites, Frankfurt 1571, die teilweise in unserem dritten und vierten Band ausführlich faksimiliert wiedergegeben ist.

Der dritte Byrckmansche Band 1567 bringt erstmalig das sog. Rosenkreuzerbildnis Hohenheims, dessen Symbolgehalt in der Arbeit «Paracelsus und die Rosenkreuzer» im III. Band der NAP. analysiert ist. Hier soll als Ergänzung dazu die genaue Entstehung und Umwandlung der einzelnen Bildkomponenten nachgewiesen werden. Zu diesem Zwecke müssen wir das Originalbild wiedergeben, das dem Band «*Astronomica et Astrologica*» vorgesetzt ist, der unmittelbar der ersten Drucklegung der «*Meteororum*» und des *Liber Quartus de Matrice* 1566 folgt. Dieser Holzschnitt ist aus mehreren Gründen der noch nie erfolgten Reproduktion wert: er gibt das Geburtsjahr Paracelsi mit dem Anno 1493 an, 26 Jahre nach Paracelsi Tod; er korrigiert einen Druckfehlerirrtum mit Zahlenverwechslung, 1541 statt 1451; er bestimmt, basierend auf dem Hirschvogelstich, das Alter Paracelsi ab 1540 mit 47 Jahren. Ferner taucht erstmalig auf dem Schwertknauf das Kennwort der Adepten: Azoth auf, sowie das Hohenheimerwappen mit octo cruces im Dreipaß, die Philaletes Fr. (R. C.) im nachfolgenden «*Carmen in Theo. Paracelsi Icona*» speziell erwähnt: *Post Insigne notat tacito multa abdita sensu, Per triplicem Mundi spherulam et octo Cruces*. Vor allem aber reizen die oberen Eckbilder nicht nur zur Analyse ihres tiefen Symbolgehaltes, sondern auch ihrer Herkunft wegen, die, wie hier erstmalig bewiesen wird, aus dem zehnten Huserband stammen, aber in rosenkreuzerischem Sinn umgestaltet und mit ihrem Signet versehen wurden. Damit ist auch erstmalig der Beweis geleistet, daß sich gewisse Adepten schon im 16. Jahrhundert unter dem Zeichen der Rose: *sub Rosa*, verstanden haben und diese Mystikerbewegung nicht erst im 17. Jahrhundert Ausdruck fand in der «*Chymischen Hochzeit des Christian Rosenkreuz*», dessen Autor, der evangelische Pfarrer Joh. Valentin Andreae ist,

1616. Doch beschäftigt uns hier nur die Entstehung und Modifikation der Bildkomponenten des Kölner Holzschnittes, der aus drei Teilen komponiert ist:

1 / das Porträt Paracelsi: ist das haargenaue Spiegelbild oder der sog. Gegenstich des Kupferstiches vom Monogrammisten AH, den Karl Sudhoff mit Augustin Hirschvogel identifiziert, was sehr wahrscheinlich ist, wie in einer eigenen Arbeit im 3. Band der NAP. dargetan wurde. Sudhoff liefert zu diesem Kupferstich anni 1540 im Vorwort des 12. Bandes, der die *Philosophia Sagax* ediert, folgende Legende: Auch auf diese Kupferplatte (welche die «Albertina» in Wien aufbewahrt) hat Augustin Hirschvogel sein Monogramm AH gesetzt. Gestichtelt ist sie zwei Jahre nach dem Brustbild. Den Kosenamen Aureolus, den der Vater dem Blondel gab mitsamt dem weihegebenden Vornamen Theophrastus (des Aristotelesschülers, Botanikers und Charakterologen) dürfte Hohenheim selbst bestimmt haben, wie auch seinen Wahlspruch: Wer in sich selbst kann bestan gehöre keinem andern an, zugleich mit dem Motto der *Sagax*, deren Abfassung er damals beendet hatte: Alles Vollkommene stammt von Gott, das Unvollkommene von seinem Widersacher. Das setzt voraus, daß Hohenheim persönlich vom Zeichner abkonterfeit wurde: 1540. Wenn wir wissen, wo Hirschvogel damals war, so kennen wir auch den Aufenthaltsort von Paracelsus, der Anno 1540 bis jetzt nicht mit Sicherheit zu bestimmen war. Aus der Hirschvogelbiographie von Schmidt geht hervor, daß A. Hirschvogel 1540 in Wien war. Also bestätigt sich unsere Vermutung, die wir in der Einleitung zum III. Paracelsus-Band ausgesprochen haben, ebenso unsere Vermutung, daß Paracelsus direkt von Wien über Aussee und Ischl nach Salzburg ritt und nicht mehr den weiten Umweg über Klagenfurt nahm, wo er sich kurz vorher aufgehalten hatte. Diesbezüglich wäre also die unserem III. Band beigegebene vortreffliche Kartenskizze von Dr. med. W. von Brunn zu korrigieren. Dazu bemerkt Karl Aberle in seiner inhaltreichen Arbeit über «Grabdenkmal, Schädel und Abbildungen des Theophrastus Paracelsus» in den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, 1887, S. 21, folgendes: «Ein Brief mit Ordination vom 15. April 1541, den Paracel-

sus «am Schober» an Töllinger in Aussee geschrieben hatte, ist im I. Bande der Huserschen Gesamtausgabe, Seite 692, enthalten. Am Schober, in dem jetzigen Strobl am St. Wolfgangsee, an der Grenze des Erzbistums Salzburg, bestand im 16. Jahrhundert ein salzburgischer Postenwechsel auf der Route nach Ischl in Oberösterreich und Aussee in Steiermark. Der Originalbrief Paracelsi an Töllinger soll sich noch im 19. Jahrhundert in der Autographensammlung von Franz Gräffer befunden haben». Gräffer bestätigt unsere obige Vermutung, indem auch er in seinen Wiener Memoiren S. 289 schreibt, daß Paracelsus noch 1540, angeblich von Breslau kommend, in Wien am Lugeck 768 oder im Lazlahaus gewohnt habe, was Paracelsus in seiner Vorrede zum Labyrinth bestätigt hat.

Das Sich-in-Positur-Setzen der Hirschvogelradierung 1540 in Wien hat diesem Bild eine geradezu überwältigende Verbreitung gesichert. Es ist — schreibt Sudhoff l. c., geradezu zu dem Paracelsusbilde katexochen geworden — hors de concours! Weit über 50 Bildnisse Hohenheims jeder Art hängen von diesem Stichblatt 1540 ab, das mit am getreuesten im Porträt der Huserschen Quartausgabe, wenn auch stark abgeblaßt, wiederkehrt. «Umstilisierung und Umstimmung durch Zutaten in magisch-mystischer Richtung waren in den nächsten Jahrzehnten an der Tagesordnung, wofür schon das zweite Bildnis der Kölner Birckmanndrucke unter Einfluß der Schlesischen Paracelsistenschule seit 1567 einen Beleg bietet.» Auch Sudhoff, dem wir hier gefolgt sind, ist also das «Magisch-Mystische» des Kölner Holzschnittes aufgefallen, das er in Beziehung zu den schlesischen Mystikern bringt. Zum Porträt des Birckmannholzschnittes sei also festgehalten, daß er genau nach der Wiener Radierung 1540 des Monogrammistens AH gezeichnet ist im Spiegelbild. Das Gesicht mit der ungeschickt getönten Mundmaske, Hemd mit Halskrause, Wappenrock, die schlecht gezeichneten Hände mit der Linken auf dem Schwertknauf, der Rechten an der Parierstange, alles ist getreu kopiert. Nur mit dem Zusatz von Azoth auf dem Knauf und dem Wappen im Dreipaß. Damit kommen wir zu den von Sudhoff als «magisch-mystisch» bezeichneten Zutaten, deren Herkommen wir genau ableiten und deren Umbiegung ins Magisch-Mystische

im Sinne der Kölner Rosenkreuzer wir Strich für Strich verfolgen können.

2 / Die Zeichnung im linken obern Dreieck stellt *die Geburt zum Lumen naturale*, zum natürlichen Licht dieses Erdplaneten dar. Wichtig ist nun, daß die Kölner Adepten *das Bild aus den Figuræ Magicae Theophrasti* entnommen haben, wie es genau die XVI Figur im zehnten Band der Huseredition 1591 wiedergibt. Zum Vergleich habe ich aus dem Huser Appendix p. 203, X. Bd. den Holzschnitt photokopieren lassen, der hier beigegeben ist. Während im Huserband, offenbar nach der schlesischen Vorlage, nur krause Schriftzüge auf den Papieren zu sehen sind, taucht in der Kölner Vorlage das Signet der Rosenkreuzer auf: R Rosa, C. Der Erdplanet ist nicht nur durch Bäume, sondern auch durch Wolken als solcher charakterisiert. Vgl. Bildbeilage. Erster Beweis, daß die Rosenkreuzer schon vor 1600 existierten.

3 / Das rechte obere Bild stellt die *«Wiedergeburt» des Adepten* dar zum *Lumen supranaturale* oder *Astrallicht* dar. Das rechte offene Auge ist *«kagastisch»* und sieht nur die Materie oder das Physisch-elementarische, während das linke verschlossene oder erblindete *«Wuotanauge»* iliastisch ist und innerlich die Astralwesenheiten zu erkennen vermag, aber nur, nachdem der Adept *«per aspera ad astra»* gelangt ist. Aspera oder via purgativa sind durch den umschnürenden Schlingen- oder Schlangenkranz angedeutet, Astra hingegen durch den zurückgeschlagenen Vorhang (von Sais), der die sog. Jakobsleiter hinauf auf die astrale Hochebene führt, aber erst, wenn die Maxime der Kölner Rosenkreuzeradepten erfüllt ist, die nur im dritten Band mitgeteilt wird: Optima sunt: Pietas, Modus et Cognoscere teipsum. Dieses Motto ist symbolisiert durch die Handhaltung des Adorantenadepten, die Gleichgewicht bedeutet, durch den Rosenkranz und durch das iliastische linke Auge sowie durch Freigabe der Treppenstufen zur astralen Hochebene behufs Schauung der astralen Wesenheiten usw. Besser als alle Worte erläutern die Bildwiedergaben das auch vom Rationalisten Sudhoff erfüllte *«Magisch-Mystische»* dieser von den Kölner Adepten modifizierten Magischen Figuren, die offenbar zu Lebzeiten Hohenheims veröffentlicht wurden.

Die XVI. Figur.



In Kindt das gen Schul geht / vnd
 lernet / so es kompt zu sein Alter / so
 schempt es sich seiner kindischen Arbeit ver-
 nichts. Also wird dir auch geschehen: So du
 schreibst in solcher gestalt / so wird dein eigen
 Arbeit nichts: Das wird ein Disfach sein / das
 viel vmb sonst vnd vergebens gearbeitet wirdt.
 Dann die Zeit lernet vnd gibet Erkantnuß /
 daß nicht alles ein Perlin ist / das für ein Per-
 lin fürgeben wirdt. Darumb wird in dich
 fallen ein Handt / die dich zerreis-
 sen wirdt wie ein
 Ketten.

Die XXV. Figur.



SD gewiß/ so warhafft / soll ein ding
 Erkennt vnd verstanden werden. daß gar
 ohn Zweifel gewißt werde. Darumb aber/
 daß dz endlich Wissen/ Gebrechen vnd Man-
 gel gehabt in deinem Fürnemmen / darumb
 bisu in deinem eigen Zweifel erwoigt. Du hast
 vermeint/ es sey nit noht mit dem rechten Si-
 gill zubeschliessen / vnnnd dein selbs ein Sigel
 vermuttet zeseyn. Daß du aber vnrecht hat-
 test. vnd dz nit warest/ daß du in dir vermein-
 test. wirt dir ein ellenden Tode geben. Dann
 du hast je vnd ie in Zweifel gelebt/ vnd andere
 mit dir auff den Sand gebawen : Sie habend
 geweinet vnd wirfst noch mehr weinen.

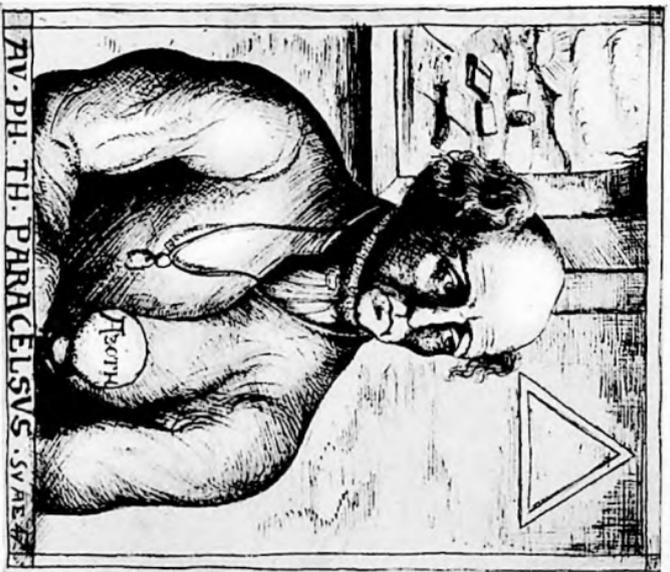
Denn bekanntlich konnte Paracelsus fast alle seine Prognosticationes et Practica (aus denen unser Wort Brattig oder Prattig entstanden ist) an den Drucker bringen. Auch das rechte obere Eckbild hat seine Bildvorlage in der XXV. Figur der «Figurae Magicae Theophrasti», wie unsere Bildwiedergabe beweist. Während aber die ursprünglichen magischen Figuren sehr unmagisch wirken, haben die Kölner Adepten durch ihren Zeichner und Holzschneider Franz Hoghenberg wirklich magisch-mystische Aspekte hineingebracht, die hier vergleichend analytisch aufgedeckt wurden¹.

¹ Siehe auch Titelbild des IV. Zollikofer Bandes.

GLOSSEN ZU EINEM NEU-
GEFUNDENEN PORTRÄT HOHENHEIMS
UND ZU DEN HOLLAR-STICHEN

Kürzlich gelangte ich in den Besitz einer Federzeichnung aus dem 17. Jahrhundert, die den Hohenheimer nach dem Rosenkreuzerporträt des dritten kölnischen Byrckmanbandes in weiterentwickelter adeptischer Symbolbegleitung darstellt. Da ich mich in drei Arbeiten: Paracelsus und die Rosenkreuzer (III. Bd. der NAP.), Über die Byrckmandrucke 1564/67, Über Entstehung und Bildkomposition des sog. Rosenkreuzerporträts Hohenheims des kölnischen Byrckman-Holzschnittes von Franz Hoogenbergh 1567 (IV. Bd. d. NAP.) zu diesem interessanten Porträt der Kölner Adeptenschule des 16. Jahrhunderts geäußert habe, möchte ich in Kürze das neugefundene Porträt Paracelsi nicht nur hier einreihen, sondern besprechen, und zwar an Hand einer Bildwiedergabe¹, zumal es noch nie veröffentlicht wurde. Die Federzeichnung ist auf Nürnberger Papier, welches das Wasserzeichen der sog. hohen Krone trägt, feingestrichelt mit schwarzer Tusche. Sein Urbild ist die Radierung des Monogrammistens AH anni 1540 oder vielmehr, da es ein Spiegelbild dieses Stiches darstellt wie der Byrckmanische Holzschnitt von Franz Hoogenbergh, die zeichnerische Kopie des Hoogenberghschen Holzschnittes. Nicht nur das Bild im Gegenstich spricht dafür, sondern die Mauergliederung im Hintergrund mit den herabhängenden Moosfetzen, wie auch der Ausblick in die Landschaft links oben sowie der ganze Habitus des Dargestellten. Falbelhemd mit Halskrause, Wappenrock mit Amulettskapulier, Adelschwert mit dem fast zur Weltkugel vergrößerten Knauf, auf dem das Azoth prangt als Charakterzeichen der höheren und niederen Alchymie, wie ich es in der Sonderarbeit «Azoth» belegt habe, finden sich genau wie bei den Originalstichen Hirschvogels. Wenn man aber die sehr schlecht gezeichneten oberen Extremitäten, die

¹ Siehe auch Bild im Zollikofer Band II, S. 60.





wurstförmig, und links wie ausgerenkt, dargestellt sind, mit den Extremitätenverzeichnungen Hirschvogels in der Bilderserie seines Biographen Schmidt vergleicht, so könnten gewiegteste Kunstkenner darauf kommen, zu behaupten, daß wir hier eine Originalzeichnung von Augustin Hirschvogel selbst vor uns hätten. Dafür würde nicht nur die für Hirschvogel typische Verzeichnung der Extremitäten «Flossen» sprechen analog seiner Kleopatraverzeichnung, und sieben andern, sondern auch das Versteckenspielen der Hände, die Hirschvogel stets unproportioniert klein verzeichnet hat, weswegen er sie am liebsten ungezeichnet ließ, sowie das Nürnberger Wasserzeichen des 16. Jahrhunderts. Hirschvogel stammte aus Nürnberg und begab sich von Klagenfurt und Wien gelegentlich wieder an seinen Geburtsort. Hirschvogel war auch Geometer, hat ein Lehrbuch der Geometrie verfaßt analog Dürer, der über Perspektive usw. schrieb. Vielen seiner Zeichnungen gab er deshalb das Richtmaß des Dreiecks bei, wie wir es hier rechts oben gezeichnet sehen anstelle der Adeptensymbole im Byrckmanschen Holzschnitt. Stutzig macht hingegen die Symbolgestaltung im linken oberen Dreieck mit der aufgehenden Sonne, welche die logische Weiterentwicklung der Adepten und ursprünglich rein mystisch orientierten Rosenkreuzer zu gewissen Logen symbolisieren kann, aber nicht muß. Schon der evangelische Pastor Johannes Valentin Andreae, Verfasser der *Fama Fraternitatis*, der *Confessio Rosicrucii* und der *Chymischen Hochzeit des Christian Rosenkreuz*, strebte eine solche Entwicklung an, die ihm der dreißigjährige Krieg vernichtete. Vorläufer war der Kusaner, der von seinem Basler Konziliumsfreund Aeneas Silvio Piccolomini, dem späteren Papst Pius II., nicht nur auf die Suche nach griechischen Manuskripten nach Konstantinopel geschickt worden war, sondern in der Mission zur Unierung der oströmischen Kirche. Nachfahren waren Leibniz und Friedrich von Hardenberg (Novalis), welcher letzterer in seinem visionären Essay «Die Christenheit oder Europa» in edler Sorge um die Zersplitterung der Menschheit durch das Medium des geeinten Christentums ein geeintes Europa erträumte, was der «alte Heide» Goethe als Befürworter der Antike mit Rückfall ins Mittelalter geißelte. Immer

wieder wurden «Fraternitäten» gegründet analog unserem ehemaligen «Völkerbund» und der Uno. Immer wieder suchte man Leitideen und «Führer». Da geistesmächtigste Köpfe wie der Kusaner, Leibniz und Novalis erkannten, daß politische Normen allein niemals zu einer Einigung führen können, weil Politik letzten Endes materiell, nicht spirituell orientiert ist und auseinanderstrebende Interessengruppen vertritt, strebten sie nach einer Einigung im Sinne des Tatchristentums der Pfingstgemeinde. Vorbilder waren den Rosenkreuzern des 17. Jahrhunderts der Kusaner und vor allem — Paracelsus, obwohl er «nit in unsere Fraternitet getretten», wie Andreae schreibt. Dieser Satz beweist, daß schon zu Lebzeiten Paracelsi Rosenkreuzeralchymisten existierten, deren Adepten Hohenheim selbst «einen weiten Weg nachgereiset», wie er selbst im Vorwort zur letzten Fassung der tartarischen Krankheiten schreibt. Sogar im sagenhaften Grabe des Christian Rosenkreuz, den man heute mit dem Kardinal Nicolaus von Cues identifizieren darf, also am heiligsten Ort dieser Mystikergesellschaft, fanden sich laut Andreae «alle vnserer Bücher sampt deme Vocabulario Theoph.: P. ab Ho», also ein Schriftwerk Hohenheims. Findet sich das am heiligsten Ort, dann steht die Schrift und ihr Verfasser im hohen Wert. Von hier aus über Nollius, Weigel, Andreae, Böhme, über Goethe führen vielfach verschlungene Pfade bis zu den heutigen Rosenkreuzern, die alle ihren Ahnherren, dem Kusaner und Hohenheimer, ihre Referenz mit magisch-mystischen Zutaten erwiesen, wie auch aus obiger Zeichnung zur Genüge hervorgeht.

K. Aberle unterscheidet in seiner schon öfter zitierten magistralen Arbeit über «Grabdenkmal, Schädel und Abbildungen des Theophrastus Paracelsus» acht Typen von Paracelsusbildnissen, von denen wir mit dem neuesten Ikonographen Prof. G. F. Hartlaub (Heidelberg, 1941) ruhig die drei letzten streichen können. Es bleiben dann noch die bekannten fünf Typen: der Hollarstich, das sog. Rubensbild mit der Stadt Dinant im Hintergrund, das sog. Tintoretto bild, angeblich von Jacopo Robusti, das authentische charakteristische Hirschvogelporträt 1538 und das ebenso authentische Brustbild des gleichen Monogrammistens AH, dessen Kupferplatte von 1540 die «Alber-

tina» besitzt. Eine besondere Arbeit soll sich später zusammenfassend zu den Bildnissen äußern. Hier sei nur der Typus I, der sog. Hollarstich, analysiert und zur Diskussion gestellt, da auch hiebei noch sehr viele Fragen nicht beantwortet sind seit den Neuforschungen Aberles und Sudhoffs. Durch Zufall kam ich in den Besitz eines Originalstiches von Wenzel Hollar, von dem ich in meiner Stichsammlung über hundert Blätter, auch die nach Nagler sehr seltenen Jahreszeiten, besitze. Eine Frl. Helfenberger, jetzt im Berner Oberland lebend, brachte mir die «Hand- vnd Denck-Bibel Aureoli Theophrasti Paracelsi», Franckfurt vnd Leipzig / Verlegts Andreas Luppius, Buchhändler in Nimmägen, An. 1684 mit einem prachtvoll erhaltenen Hollarstich, dessen Wiedergabe hier folgt, während die noch nie erfolgte Analyse der Kleinen Hand- und Denkbibel einer eigenen Kurzarbeit vorbehalten sei. Das Helfenbergersche Exemplar soll schon seit vier Generationen in der St. Gallischen Ärztefamilie der Helfenberger neben sehr zahlreichen Paracelsica, auch handgeschriebenen *Analecta et Excerpta* gewesen sein, welch letztere der Bruder der mir bekannten Frl. H. vor zirka vierzig Jahren ins Ausland verkauft habe, während sie aus der paracelsischen Sammlung, die ursprünglich aus der St. Galler Klosterfiliale Magdenau (?) stammte und von dort an die Doctores H. gelangte, eben diese Denkbibel gerettet habe. Noch 1921 kam mir in Luzern eine Originaldruckschrift der Nürnberger Erstdrucke über die Syphilis unter die Augen.

Was berechtigt uns diesen fein ausgeführten Kupferstich dem Wenzel Hollar zuzuschreiben? Signiert ist er nicht. Hollar hatte eine Schwäche, Muffe und Pelze darzustellen, genau wie Paracelsus in seiner Jugend eine Vorliebe für Pelze hatte, wie aus dem Inventar beim übereilten Abschied von Salzburg 1525 hervorgeht und auch Sudhoff ausdrücklich hervorhebt. Hollar hat später in London seine Frau, die ihm beim Radieren half, angelernt Pelze und Muffe nach seiner Manier minutiös zu sticheln. So hinterließ er selbst selten gewordene Blätter mit feinstgestichelten Muffen und Pelzsorten. Auch beim vorliegenden Porträt erkennt man sofort die Hand Hollars an der fast rembrandtesk helldunkel gestichelten Pelzschaupe, worauf noch

nie aufmerksam gemacht wurde. Aberle führt ganz andere, noch gewichtigere Gründe für die Autorschaft Wenzel Hollars an. Er verglich in der Albertina, die ihm alle Stiche von Hollar und Rembrandt zur Verfügung stellte, Manier und Schrift und fand sie völlig übereinstimmend, z. B. mit dem echten Hollarporträt des Joannes Princeus Britanus 1644 (l. c. 1887, S. 73). Weitere Argumente für die Autorschaft von Hollar erläutert Aberle für seinen Typus I ausführlicher in der Fortsetzung seiner Arbeit 1888, S. 272 ff. Aberle fand nämlich in der Albertina einen Plattenabdruck, der identisch ist mit unserem hier aus der Hand- und Denkbibel reproduzierten, auf dem ausdrücklich Wenzel Hollar als Stecher angegeben ist. Dazu kommt noch die Aberle mitgeteilte Notiz von Custos Dr. Karpf, daß im I. Bande des «Catalogue raisonné du cabinet d'estampes de feu Mr. Winckler, Banquier et Membre du Senat à Leipzig (Par Michel Huber. 1802)» unter No. 2182 unser Stichblatt verzeichnet ist: «Wenceslas Hollar. Aureolus Philippus Theophrastus Paracelsus, Bombast ab Hohenheim, buste in 12.» Also wurde noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts Hollar für den Verfertiger dieses geätzten Bildes gehalten. Vermutlich gelangte dieser Titelkupfer aus der Leipziger Sammlung in die Albertina. Die oben erwähnte Bibel ist allerdings erst 1684, also 7 Jahre nach dem Tode des Hollar gedruckt worden. Wahrscheinlich, schreibt Aberle l. c. 1888, S. 276, hatte der Buchhändler Luppianus in Nimwägen die Platte schon früher bestellt oder sie aus der Verlassenschaft Hollars erworben. Ganz in die Irre geht nun Aberle, wenn er das Original oder Vorbild von Rembrandt oder einem seiner Schüler gemalt vermutet. *Woher hatte Hollar sein Vorbild?* Daß das Blatt von Hollars Hand stammt, ist unzweifelhaft. Sogar der nicht-geübte Kunstkennner Aberle schreibt: «Seine Manier ist so charakteristisch, daß ihre Abstammung nie zweifelhaft war». Ohne weiteres finden wir das Vorbild auch ohne die diesbezüglichen Studien Sudhoffs, die mir im Original noch nicht zugänglich waren, in der Biographie von Wenzel Hollar selbst, der als ein Adelliger von Prachna 1607 in Prag geboren, seiner Güter beraubt, seine Liebhaberei des Zeichnens und Kupferstechens zum Lebensunterhalt benutzen mußte. Zwanzigjährig

verließ er das ungastliche Prag, begab sich auf die Wanderschaft, studierte schon 1627 und später erneut *in Basel die Holbeinzeichnungen* und lernte in Frankfurt beim Basler Kupferstecher Mathes Merian die Feinessen der Radierkunst, worin er seinen Lehrer in der Zierlichkeit des Grabstichels bald weit hinter sich ließ, wie Nagler in Band VII des Künstlerlexikons schreibt. 1636 nahm ihn in Köln Sir Thomas Howard, Graf von Arundel, als Zeichner seiner Wanderfahrten und als Kupferstecher in seine Dienste. Mit ihm als Gesandtem am kaiserlichen Hofe in Wien reiste er von Köln nach Linz, Wien und nach London, wo er 1677 in Armut starb. Auf der Rückreise berührte die Reisegesellschaft u. a. Luzern, *Basel*, Straßburg, Köln, Antwerpen, Mecheln usw., wobei Hollar keine Gelegenheit versäumte, die Kupferstichkabinette und Zeichnungssammlungen zu besichtigen. *Zweimal konnte er so in Basel die Holbeinzeichnungen studieren* und kopieren, auch die feine durchgeistigte Zeichnung von Holbein: Junger Mann mit dem Barett, das wohl kurz vor der Abreise Holbeins nach England, 1526, in Basel entstand und vom Juristen Amerbach erworben wurde. Wenn nun Hollar mit apodiktischer Sicherheit unter seinen Stich, der eben genau den jungen Mann im Barett des jüngeren Holbeins darstellt, ätzen durfte: Aureolus Philippus Theophrastus Paracelsus, Bombast ab Hohenheim, Trismegistus Germanicus, *so mußte in Basel eine ganz sichere Tradition von Amerbach her sein, daß der junge Mann im Barett eben Paracelsus war*, der sich am 5. Dezember 1526 das Straßburger Bürgerrecht gekauft hatte und schon früher von Straßburg aus öfter mit den Basler Humanisten verkehrt hatte, wo Holbein auch heimisch war: bei Froben, bei dem Paracelsus ursprünglich wollte drucken lassen, was sein jäher Tod verhinderte, sowie Paracelsi Flucht aus Basel im Februar 1528, bei den Amerbachs, die in mehreren Generationen Holbein-Kunstgut betreuten, Erasmus u. a. Der Hollarstich der Hand- und Denkbibel ist nach übereinstimmendem Urteil aller Kunstsachverständigen nichts anderes als eine Kopie im Gegen-sinn des Holbeinschen Mannes mit Schlapphut, das Prof. H. A. Schmid in den Schaubüchern 8 mit der Jahrzahl 1528 signiert, was wohl für Paracelsus stimmen könnte, nicht aber

für Holbein, der nach Nagler von 1526 bis 1529 fern von Basel bei Thomas Morus in England lebte. Glied um Glied habe ich die Beweise zusammengefügt, daß der «Mann mit Schlapphut» niemand anders als Paracelsus sein kann. Die gleichen Gedankengänge muß mein verehrter Vorgänger Prof. Sudhoff im Verein mit Aberle gewandelt sein, dessen Originalabhandlung ich leider noch nicht studieren konnte.

Schon 1943 bin ich in meinen «Vererbungsstudien an Paracelsus» in Nr. 53 der Schweiz. Med. W. für die Identität der Holbeinzeichnung mit dem jungen Paracelsuskopf eingetreten, was von einem schweiz. Kunsthistoriker bestritten wurde. Ich erlaube mir deshalb die gewichtige Stimme des bekannten Heidelberger Kunsthistorikers Prof. G. F. Hartlaub aus Nr. 10 der «Kunst-Rundschau», 1941, zu zitieren, der völlig mit Prof. Sudhoff und mir einig geht. Im Gegensatz zu Aberle unterscheidet Prof. Hartlaub mit Recht nur fünf Typen von Paracelsus-Porträten: das Holbein-Hollarbildnis des jugendlichen Paracelsus, das sog. Rubensporträt mit der entstellenden Perrücke, unter der das Blondhaar hervorquillt, das schonungslose Profilporträt des abgekämpften Kranken 1538, das frisierte Halbbild mit dem Schwert 1540 und das sog. Tintoretto bildnis. Das letztere wagt weder Hartlaub, noch Aberle zeitlich einzuordnen, obwohl es unschwer ist. Es dürfte 1535 im Veltlin entstanden sein, als Paracelsus verwarlost von Innsbruck über Sterzing in schäbiger Schauben übers Penser Joch lief, weil er kein Geld weder für Pferde noch für einen neuen Mantel hatte. Der sog. Tintoretto hat ihn in dieser schäbigen Schauben in dem von mir sog. «Santobildnis» dargestellt, denn er gleicht darin, auch im verwilderten Bart, auffällig dem sog. «Läuseheiligen» von Labre, von dem ich ein Originalbildnis im Besitze habe. Sogar eine leichte Aura umstrahlt den abgezehrten Bärtigen, der ja auch schrieb: Mein Bart hat mehr erfahren als euer Schulsack, womit er das Märchen seines angeblichen Eunuchentums glatt widerlegt! Wer war dieser Tintoretto? Hierüber gibt Aberle guten Aufschluß, während Hartlaub die diesbezüglichen wichtigen Notizen von Aberle entgangen sind, die l. c. 1887, S. 69 besagen, daß aus einer Bemerkung des Bitiskius in seiner Vorrede zur Genfer

De Tournes Ausgabe 1658 hervorgehe, daß das Original des seltenen Tintoretto-Stiches von Jacopo Robusti, genannt il Tintoretto, nach dem Leben gemalt wurde, «ad vivum pinxit» (s. unsern III. Paracelsus-Band), und zwar juniore Theophrasto Venetorum Martem sequente, was kaum stimmen kann, da die Kämpfe der Venetianer gegen die Kaiserlichen in die Zeit von 1521—25 fallen, während Robusti 1512 in Venedig geboren ist. Unsere Datierung von 1535 dürfte der Wahrheit entsprechen, die auch Fridericus Bitiscius 1658 nicht mehr bekannt war. Doch zurück zu den Argumenten des Kunsthistorikers Prof. Hartlaub zur Ächtheit der Identitäten von Hollarstich und Holbeinzeichnung. Nach stilistischen Kriterien, folgert Hartlaub, kommt als Entstehungszeit 1526 in Betracht. Um diese Zeit lernte Paracelsus sicherlich im Hause des Buchdruckers Froben, genannt «zum Sessel», unter anderen hervorragenden Persönlichkeiten einen Erasmus, Urs Graf, den jüngern Holbein kennen. Wie den Erasmus kann Holbein bei dieser Gelegenheit auch den großen Arzt gezeichnet haben, der mit Basilius und Bonifacius Amerbach befreundet war, aus deren Familienbesitz das Blatt stammt. Auch für den Kunsthistoriker Hartlaub ist mit Recht das folgende Argument, das ich beim Studium der Hand- und Denkbibel unabhängig von allen andern Bearbeitern dieser Fragen selbst gefunden habe, entscheidend: ein Kupferstich der Wiener Nationalbibliothek, welcher nach dem Wortlaut der Unterschrift den Paracelsus darstellt und allgemein dem in Basel bei Merian ausgebildeten Wenzel Hollar zugeschrieben wird, geht indirekt auf die Holbeinzeichnung zurück, die also in Basel selbst bis weit ins 17. Jahrhundert hinein allgemein als «Paracelsus-Bildnis» gegolten haben muß. «*Hollar hat das Blatt der Amerbach-Sammlung kopiert, schreibt Hartlaub, wie ich oben auch vermutete, und danach seinen Kupferstich hergestellt, der das Holbeinbild im Gegensinn und mit etlichen Varianten im Zeitgeschmack wiedergibt. Obschon der Dargestellte auf Holbeins Zeichnung für einen Dreiunddreißigjährigen jung aussieht, hat der so überaus kritische und in höchstem Grade zuständige Sudhoff dieser Beweisführung von Ganz zugestimmt. Denn es war ein schönes Geschenk, ergänzt Hartlaub, welches der Basler Kunstforscher*

Paul Ganz der kulturellen Öffentlichkeit machte, als er anlässlich seiner großen Publikation Hans Holbeins des Jüngeren die Vermutung aufstellte und belegte, daß die berühmte farbige Studie des jungen Mannes mit dem Schlapphut oder vielmehr Barrett keinen geringeren als Paracelsus darstellen müsse. Hartlaub betont, daß die wunderbar reine Holbeinzeichnung an Qualität das beste der erhaltenen Bildnisse sei, womit er nicht sage, daß es auch das am meisten charakteristische darstelle.» Dazu war Holbeins Art zu kühl und zurückhaltend. Seine Zeichnung des blondhaarigen jungen Mannes ist trotz einer gewissen verjüngenden Idealisierung gewiß ähnlich und präzise: kennzeichnend sind die scharfe starke Adlernase, die verhältnismäßig kleinen, schmal geöffneten Augen und die überall wiederkehrenden melancholisch herabgezogenen Mundwinkel. Aber Holbein war oder wollte kein Charakterologe sein — auch nicht im Sinne der damals gängigen Temperamentslehren. Er hatte auch wenig Sinn für das, was Goethe das Dämonische genannt hat; anders als etwa ein Hans Baldung oder der sog. Grünewald. Soweit Prof. Hartlaub, dem ich in meinen Erbstudien an Paracelsus 1943 beistimmen mußte. Welch ein Unterschied, schrieb ich dort, in den Bildnissen des jungen Paracelsus von Holbein und dem des müden abgekämpften Forschers von A. Hirschvogel 1538 und 1540. Deswegen bestritt mir ein Kunsthistoriker die Identität der Holbeinzeichnung mit dem jungen Paracelsus. Völlig zu Unrecht. Denn beide zeigen die dinarische Nase der Berglerköpfe und vor allem den skeptischen, verachtungsvoll nach unten gezogenen Mund. Wenn auch der 33-jährige auf dem Holbein-Hollarstich, der auch die Prospekte der Sudhoffedition schmückt, noch nichts von seinem Blondhaar eingebüßt hat, das ihm von seiten seines Vaters den Beinamen Aureolus, Blondel oder Golder eintrug (Sudhoff), so ist das noch übrig gebliebene «Gauchhaar» der Hirschvogelradierung gar kein Gegenbeweis gegen die Echtheit des Holbein-Hollarstiches. Denn jeder Arzt weiß, daß man beim Laborieren mit Hg.- und As-Dämpfen nicht nur Haare lassen muß, sondern sich auch eine Leber- und Nierenvergiftung zuziehen kann, an der denn auch Paracelsus im typischen Nephritisalter von 48 Jahren gestorben ist. Ein

Jahr vor seinem Ableben konnte er «schweren Leibes halber» nicht mehr zu Pferde steigen infolge Leberzirrhose mit Aszites. Daher das verfallene kachektische Gesicht des von früher Jugend an Rachitischen (wie Aberle an den Becken- und Schädelknochen nachgewiesen hat), das von der Intoxikation seiner Chymischen Kuchen gezeichnet ist. Sudhoffs Annahme, daß Paracelsi Vater dem Jungen seiner blonden Haare wegen den Beinamen Aureolus gab, wird durch die Holbeinzeichnung 1526 geradezu gestützt, wo unter dem kühn geschwungenen Baret hervor reiche Haarwellen in Stirn, Schläfe und Nacken bogig herunterfließen. Gerade die feine Strichelzeichnung der Haare ist typisch für Blonde. Mit Aureolus Theophrastus von Hohenheim hat Paracelsus öfter selbst signiert, z. B. das Consilium für den Obersten Erbmarschall von Böhmen, Johann von der Leipnik in der mährischen Kromau.

Die heutige paracelsische Ikonographie muß mit Aberle und Hartlaub fünf Typen von Paracelsus-Bildnissen unterscheiden: den Holbein-Hollar Typ, den sog. Rubens-Mostaert Typ, die Typen der Jahre 1438 und 1540 des Monogrammistens AH (Hirschvogeltyp) sowie den des Tintoretto-Robusti. Vom Typus zwei schreibt Hartlaub mit Recht: auch da besteht kein Zweifel, daß Paracelsus nicht nach der Natur, sondern nach Skizzen in verschiedenen Werkstätten dargestellt werden sollte, nicht von Dürer, wie es ursprünglich hieß, sondern von verschiedenen Schulen und Schülern, da eben recht zahlreiche solche Typenbilder heute noch als echt verkauft werden, wie ich selbst erfahren habe. Daß tatsächlich der Hohenheimer dargestellt ist, muß trotz der spanischen suspekten Unterschrift auf der Louvre-Kopie als höchst wahrscheinlich gelten. Auch Sudhoff, der anfangs schwankte, hat sich in seiner großen Paracelsusausgabe und später 1936 erneut für die Authentizität des Rubens-Typs ausgesprochen. Wesentlich war für ihn der Umstand, daß Ganz bei der Untersuchung des Louvre-Bildes unter der dunklen, stark entstellenden Perrücke am rechten Ohr etwelches schlichtes Blondhaar feststellen konnte: das Blondhaar, welches auf der Holbeinzeichnung so charakteristisch ist! Auch eine andere Kopie in Oxford soll unter der Pelzkappe auf der rechten Seite blonde Haare tragen. Sudhoff und Ganz

glauben auch trotz des beträchtlichen Altersunterschiedes eine grundlegende Ähnlichkeit zwischen Bild und Zeichnung feststellen zu können, «die sich bis in Einzelheiten jedes Zuges nachweisen läßt». Das sog. Rubens-Gemälde hat immer als Porträt des berühmten Mannes gegolten, sonst würden nicht so viele Wiederholungen und Variationen existieren. Mehrere Kopien hat, wohl auf Bestellung, Rubens persönlich oder durch seine Werkstatt herstellen lassen. Er muß das Original des Louvre-Bildes oder eine seiner Repliken vor sich gehabt haben. Hartlaub setzt die Entstehung des sog. Rubens-Bildes zwischen 1530 und 1538. Dann käme mit großer Wahrscheinlichkeit der Dürerschüler Hans Baldung als Autor in Frage, unter dessen Namen das Bild früher ging. Ein Zusammentreffen in Straßburg oder irgendwo sonst am Oberrhein ließe sich leicht denken, bemerkt Hartlaub dazu. «Ja, man möchte sich geradezu den Baldung als Maler unseres großen natursichtigen Philosophen wünschen, scheint er ihm doch noch kongenialer als der kühle Holbein.» Doch verwirft Hartlaub die Baldung-These wegen der zu groben malerischen Behandlung der Gewandpartien und Hände. Auch erhebt sich sofort die Frage: welcher Maler pflegte Landschaftshintergründe beizugeben wie die Stadt Dinant mit dem Bayardfelsen? Häufig hat solche der 1555 verstorbene Mostaert zugemalt. Hier wären also auch für den Kunsthistoriker noch zahlreiche Rätsel zu lösen, auch in bezug auf die starken Unterschiede in der Habitusgestaltung.

Dr. J. Strebel.

